Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 35 Marburg i. H., den 30. August 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 19, 2–7 — Die sittliche Gefahr des religiösen Evolutionismus — Zu dem Briefe des Herrn von Brandt — Noch einmal Bildungsprobleme. Kurze Erwiderung eines praktischen Schulreformers — Ferienbrief eines Schulmeisters an Herrn Bonus — „Gelegenheitsgedichte für Christenleute" — Verschiedenes: Zum Berechtigungswesen; Spiritismus, Fürbitte, Burenkrieg; Zum Streite über Oberammergau; Das Protokoll des Karlsruher Kongresses; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Psalm 19, 2–7

Die Himmel verkünden Gottes Herrlichkeit,
vom Werk seiner Hände erzählt die Feste!
Tag dem Tage sprudelt Worte,
Nacht der Nacht kündet Wissen.
Keine Sprache, keine Worte —
nicht hörbar ist ihre Stimme,
Und doch, über alle Welt geht aus ihr Gespei,
bis ans Ende der Erde, was sie reden!

Dem Sonnenball hat er gesetzt ein Zelt im Meer (?).
Er geht aus wie ein Bräutigam aus der Kammer;
er frohlockt wie ein Held, zu laufen den Weg!
Von des Himmels Ende sein Aufgang,
und bis zu seinen Enden sein Umschwung;
und Nichts bleibt verborgen seiner Glut!

Einen wunderbaren Klang vernimmt man, so weit die Erde steht. Mit gewaltigen und geheimnisvollen Worten redet davon dieser herrliche Psalm. Geheime Kunde wird darin offenbar: die Himmel, die Feste, haben nicht vergessen, was sie einst staunend geschaut haben, als Gott den Eckstein legte der Erde und das Meer einschloß in Riegel und Thor, als allzumal die Morgensterne jubelten, und jauchzten alle Gottessöhne (Hiob 38). Diese Kunde von Gottes Schöpferthat kündet jubelnd ein Tag dem andern; von jenen Urzeiten an wird dies Wissen verkündet und wird verkündet werden bis in die spätesten Aeonen in nie abbrechender Tradition: Tag dem Tage sprudelt Worte. Ungeheuer laut dröhnt dieser Klang, den die Himmel erschallen lassen, es ist ein urgewaltiges Sprudeln und Speien, das bis in die fernsten Enden der Welt erklingt. Und doch:

Keine Sprache, keine Worte —
nicht hörbar ist ihre Stimme.

Die Himmel sprechen keine Sprache, keine Worte, die ein menschliches Ohr verstehen könnte; nur Geisterohren verstehen diese Sprache; nie hat ein sterbliches Wesen ihre Stimme vernommen. Was für ein geheimnisvoller Klang!

Was meint der Dichter? Auch wir kennen das Geheimnis, das ihn so entzückt hat: es ist die „Harmonie der Sphären." Nach der Lehre morgenländischer Gelehrten geben die Sphären, „die Himmel," schwingend gewaltige Töne von sich.

Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt.
Nur wir, weil dies hinfällige Kleid von Staub
Uns grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

Daher also der Ursprung dieser wundervollen Vorstellung von dem geheimnisvollen Sang der Himmel, der so laut ist, daß die Enden der Welt davon erdröhnen, und den doch kein Mensch je gehört hat.

Der Dichter aber weiß, was die Himmel singen; er hört im entzückten Geist den Inhalt ihres Gesanges: das kann nichts Andres sein als ein ewiges Lied von Gottes Herrlichkeit, des Gottes, der die Welt geschaffen hat.

Die Himmel verkünden Gottes Herrlichkeit,
Vom Werk seiner Hände erzählt die Feste!

Hier sehen wir also, wie ein alter hebräischer Dichter eine wundervolle, seiner Religion ursprünglich fremdartige Vorstellung, die ihm überkommen ist, gewaltig und geistreich umbiegt zur Ehre des wahren Gottes.

Ebenbürtig ist der Sonnenhymnus, den die zweite Strophe singt. Erschüttert steht der Dichter vor der ungeheuren Gewalt der Sonne; in einfachen, klassischen Worten redet er von ihrer Herrlichkeit: er sieht sie, wie sie aufgeht im äußersten Osten und bis zum andern Ende des Himmels umschwingt, und so Alles unter dem Himmel mit Licht erfüllt. Und uralte poetische Naturanschauung nimmt er auf. Einst hat man im Sonnenball einen Gott gesehen, einen jungen Helden, der fröhlich die Bahn durchläuft, bis er müde seine Ruhestätte erreicht, sein Zelt im fernen Westen, tief unten im Meere. Dort wohnt — so sagen die Heiden — seine Braut; am Morgen aber steigt er wieder empor, frisch und jung als ein Bräutigam aus der Kammer. Solche Vorstellungen klingen hier als dichterische Bilder nach. Der ungeheure Unterschied aber der heidnischen Lieder, deren Motive der Dichter hier aufnimmt, und seines Psalmes ist, daß die Heiden das Lied der Sonne selber singen; Israels Dichter aber singt sein Lied dem Gott, der die Sonne geschaffen hat. Groß und herrlich ist die Sonne, die wir sehen; wie groß und herrlich muß der Gott sein, den wir nicht sehen, dessen Geschöpf die Sonne ist! Schön ist, daß der Dichter dies nicht sagt. Er giebt allein die begeisternde Naturanschauung und überläßt dem Hörer, den Schluß zu ziehen. So klingt der Psalm aus im vollen Akkord und läßt uns im tiefen Sinnen!

Wir kennen die Natur besser, als jene Antiken; wir haben viel mehr Grund, Gottes Schöpfungsherrlichkeit zu preisen. Und doch werden die majestätischen Worte, die der antike Dichter gefunden hat, in den Herzen der Leser nachklingen, so lange man die Bibel liest. Gkl

Die sittliche Gefahr des religiösen Evolutionismus

Le danger moral de l'Evolutionisme religieux. Par Gaston Frommel. Lausanne, Payot 1898. 125 S. 2 Frs.

Das kleine Buch des unsern Lesern schon bekannten Genfer Dogmatikers ist keine vereinzelte Erscheinung; um ihm gerecht zu werden, bedarf es einer kurzen Skizzierung der Gedankenrichtungen, der es entstammt und die es bekämpft.

1

Vor etwa sechs Jahren veröffentlichte der Pariser Exeget Ménégoz eine Untersuchung über den biblischen Wunderbegriff (deutsch bei Mohr in Freiburg 1896). Die Diskussion darüber erweiterte sich bald zu einem Streit über die Wunderfrage überhaupt, der von den beiden theologischen Hauptparteien mit Eifer und Scharfsinn ohne persönliche Gehässigkeit geführt wurde. Henri Bois in Montauban, Porret in Lausanne und Berthoud in Genf vertraten die Tradition, der pseudonyme Medicus in der Revue chrétienne, Chapuis mit seinen Lausanner Vorträgen und einige Mitglieder der dortigen theologischen Fakultäten suchten neue Wege. A. Schinz spielte in scharfsinnigen Untersuchungen das Problem in die Erkenntnistheorie hinüber. Durch die in Genf, Lausanne, Bern und Vevey gehaltenen Vorträge Berthouds über Hypnotismus und Spiritismus verschob sich die Fragestellung etwas; Chapuis' öffentliche Vorlesungen an der Universität, aus der sein in diesen Blättern besprochenes Buch erwuchs,*) führte die Diskussion ihrem Ausgangspunkt wieder zu; das Erscheinen der Sabatierschen Dogmatik**) endlich rührte die Grundfrage an. Hier fand die Ueberzeugung der „neuen Schule“ ihre Zusammenfassung und ihren klassischen Ausdruck; hier sammelte sich denn auch der Widerstand.

Das Sabatiersche Buch, von dem seit einiger Zeit schon zwei Bruchstücke bekannt waren (De la vie intime des dogmes, deutsch von Schwalb, Leipzig, O. Wiegand 1890, und Théorie de la connaissance religieuse, deutsch von Baur. Freiburg, Mohr 1896), war ein Ereignis für den französischen Protestantismus und hatte einen bisher unerhörten Erfolg; es kann auch in der Uebersetzung für das deutsche Publikum von großer Bedeutung werden. Gehört es doch zu den wenigen theologischen Büchern, die sich an ein größeres Publikum wenden und den suchenden Laien nicht erst auf den dornigen Pfaden eines vielfach gewundenen Stils müde hetzen. Aber die glänzende Form, die fesselnde Darstellung ist nur eine Aeußerlichkeit: der wahre Reiz des Buches, seine Wärme und überzeugende Kraft beruhen vielmehr auf dem persönlichen Moment, das aus der herkömmlichen kühl verstandesmäßigen Darstellung ein individuell gefärbtes, von starkem Empfinden durchwehtes Glaubensbekenntnis macht. Und dieses Individuum, das „den schmalen Pfad im Gebirge entdeckt hat, der zur Höhe führt“ und das ihn Andern in der Hoffnung zeigt, sie könnten ihn gangbarer und glatter machen, steht mit seiner Ueberzeugung nicht allein. Es reiht sich ein in die unübersehbare Schar gottsuchender Menschen und Völker aller Zeiten, die im heißen Ringen und auf vielen Umwegen das Unendliche zu fassen, dem Göttlichen näher zu kommen suchten. Die ganze Religionsgeschichte erscheint so als ein in ihren verschiedensten Phasen einheitliches, langsam aber stetig aufwärts sich entwickelndes Ganzes, eine ununterbrochene Kette reifender Gotteserkenntnis, eine immer reinere Bethätigung sittlicher Grundsätze, eine wachsende Vergeistigung des im Göttlichen aufgehenden Menschen. — Mit der Kritik dieser religionsphilosophischen Methode, um nicht zu sagen: dieser theologischen Lehre, setzt Frommel ein.

2

Nicht als ob es sich um persönliche Polemik handelte; ein solches Verfahren wäre in der französischen Wissenschaft nicht nur als sittlicher Mangel, sondern vor allem als unhöfliche Geschmacklosigkeit verpönt. Da aber nun einmal Sabatier der Klassiker der bekämpften Gedankenrichtung ist, so wird der Gegner des religiösen Evolutionismus in ihm den Feind leibhaftig verkörpert sehn. In ihm und Chapuis, „Sabatiers enfant terrible,“ wie Frommel nicht unzutreffend bemerkt; denn mag es an der Persönlichkeit der beiden Männer liegen oder an der Verschiedenheit des von ihnen behandelten Gegenstandes: die schärfere Fassung eines Gedankens, die offener ausgesprochene Abweichung von der Tradition findet sich stets bei Chapuis. Man kann Sabatier nie so recht herzhaft entgegentreten. Es ist etwas Verführerisches und Betäubendes in seiner Darstellung: Was man dem Gelehrten nicht verzeihen mag, muß man dem Christen zu Gute halten. —

Aber auch Frommel ist sozusagen ein Verführer, freilich in ganz anderem Sinne. Was bei Sabatier als süßer Zwang erscheint, ist bei Frommel herbe Gewalt. Er vermag den Blick des Lesers in eine bestimmte Richtung zu drängen; er führt ihn fort auf diesem Wege bis zum äußersten Ende, zur letzten drohenden Konsequenz. Und wenn der so Geleitete in Schrecken und Verwirrung fragend sich umschaut, wird ihm die Antwort: dahin kommst du, wenn du dich zu einer Konzession an diese oder jene Gedankenrichtung verstehst! Diese großartige Einseitigkeit, die Frommel auch sonst nicht fremd ist und die er diesmal selbst fast eingesteht (S. 121), wird auch in der folgenden Skizze seiner Polemik ersichtlich werden.

Nur im Konflikt mit dem Sittlichen als einem Denken oder Handeln sollte der religiöse Evolutionismus von ihm kritisiert werden. Die Pflicht jedes Christen ist die Erwerbung einer sittlichen, persönlichen, freien Ueberzeugung; wie kann aber von einer solchen die Rede sein, wenn sie nach der Entwicklungslehre „im Dunkel der Volksseele“ zuerst besteht? Wie wird aus einer Gattungsüberzeugung die persönlich-individuelle, und wie kann diese wiederum sich fortpflanzen? Jede individuelle Initiative, jede plötzliche Krisis ist etwas aus der Entwickelung Fallendes, muß also von dem konsequenten Evolutionisten nach einem seiner Grundanschauung fremden Prinzip — wenn überhaupt — erklärt werden. Die Persönlichkeit stemmt sich somit umsonst dem übermächtigen Zuge der Entwicklung entgegen; ihre Aufgabe ist nur stumme Unterwerfung unter das Seiende und Werdende, in dieser Nachgiebigkeit aber richtet sie sich selbst zu Grunde. Woher sollte auch das kampfesfreudige, persönliche Festhalten an einer Ueberzeugung kommen, wenn diese wiederum dem Entwicklungsprinzip unterliegt? Die „Wahrheit“ des Evolutionisten ist ein stets in neue Formen sich hüllender, immer neu und immer deutlicher, mächtiger, vollkommener sich offenbarender Proteus, dem Menschen nur verständlich als Symbol. Wer aber möchte für ein Symbol, das morgen nicht mehr sein wird, etwa mit seinem Leben einstehn? Wer wird mit ihm unter Heiden Mission treiben wollen?

Aber man braucht nicht die weiten Kreise möglicher Wirkungen aus dem evolutionistischen Prinzip zu ziehen, man analysiere nur dieses selbst. Als ein einheitliches und seinen Anhängern allein ausreichendes Mittel der Welterklärung ist der Evolutionismus nur ein verkappter Monismus. Hier ist demnach für die absoluten Gegensätze der christlichen Weltanschauung, Gut und Böse, Natur und Gnade, Gott und Welt, kein Raum mehr. Es giebt also auf diesem Gebiet nur noch ein Mehr oder Weniger, ein Ungefähr; mit einem Wort: wir sind beim Relativismus angelangt. Mag man noch so scharfsinnig das Gute als allein in der Entwicklung liegend bezeichnen, man scheut sich darum dennoch nicht, im Bösen nachträglich, wenn auch zögernd „eine Bedingung der Ordnung und des Fortschritts“ zu erkennen. (Chapuis S. 105.) Wo bleibt der kategorische Imperativ Kants? Ist dann nicht Gott Urheber des Bösen? Und wo läßt sich das Ende dieser Entwickelung absehn? Sollte es noch eine vollkommenere Religion geben, war Christus nur eine Phase der Geschichte?

3

Mit dieser trüben Perspektive entläßt uns Frommel. Es wird manchem Leser gehn wie mir: im Verlauf der Lektüre stellt sich eine wachsende Beklemmung ein. Mit ungewollter Kunst hat die freilich nur angedeutete, aber scharf skizzierte, schlagende Beweisführung eine solche dramatische Steigerung erfahren, daß der willig folgende Leser die Katastrophe eines Trauerspiels miterlebt zu haben glaubt. Es wird gut sein, ihn dieser Betäubung nicht zu überlassen. Freilich kann hier eine Kritik des ethischen Evolutionismus nicht versucht werden; das Folgende will nur einige Richtlinien für künftige Diskussionen ziehen.

*) Du Surnaturel. Vgl. 1898, Nr. 32.

**) Religionsphilosophie auf psychologischer und geschichtlicher Grundlage. Deutsch von A. Baur. Freiburg, Mohr. 6 Mk.

Die Mängel seiner Arbeit zu entdecken, erleichtert uns Frommel in der selbstlosesten Weise mit seinem Nachwort. Er habe die Definition der von ihm verwandten Begriffe unterlassen, habe, sein Ziel fest im Auge behaltend, jede mit seinem Gegenstand noch so eng verbundene Nebenfrage übergangen, kurz, er habe den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. An der Richtigkeit dieser Selbstkritik ist ebensowenig zu zweifeln als an dem Gelingen der Hauptabsicht des Verfassers, mit seiner Arbeit zwei feindliche Gedankenrichtungen greifbar und lebendig gemacht zu haben.

Man möchte vor allem wissen, ob denn Frommel dem religiösen Evolutionismus, dessen teilweise Berechtigung sich ernsthafter Weise doch kaum anfechten läßt, ganz ablehnend gegenübersteht. Er verweist uns dafür auf die „Apologetik" Berthouds, des Dogmatikers der Genfer freien Fakultät (Oratoire), der eine Entwicklung des „natürlichen Menschen" bis zu seiner Bekehrung und eine neue nach seiner Bekehrung zugesteht. Damit ist freilich der Zusammenhang des „alten" mit dem „neuen" Menschen unterbrochen, auch die Sabatier so wichtige pädagogisch aufsteigende Verbindungslinie der vor- und außerchristlichen Religionen mit dem Christentum zerschnitten. Mit anderen Worten: hier ist von Evolution nicht mehr die Rede. Der Evolutionist kann zugestehn, daß der rote Faden geschichtlicher Kontinuität manchmal dünner wird, daß er dem Auge des Forschers (daran ist aber das Auge schuld!) streckenweise ganz verschwindet — daß er abbricht, wird er leugnen müssen. Ist die Entwickelung von Jahrtausenden einen Augenblick unterbrochen, so ist sie eben keine Entwickelung mehr, und man spielt nur mit Worten. Durch diese Annahme einer Unterbrechung der Entwickelung möchte Frommel dem Wunder Raum schaffen, in dem er geradezu das Eigentümliche des göttlichen Heilsplans sieht. Dieses freie, direkte Eingreifen eines persönlichen Gottes in die abgefallene Natur zu Gunsten der sündegebundenen Kreaturen sei „nicht den Gesetzen, nur den Tendenzen" der Natur entgegen und ihr überlegen. Das Bedürfnis nach dem Wunder sei allgemein und überall gleich.

Auf diese wenigen und recht dunklen Andeutungen — was ist z. B. ein Naturgesetz, was eine „Tendenz"? — beschränkt sich Frommels positive Leistung in seinem Buche. Ohne mit Andern dem Verfasser, der selbst auf diese Lücke hinweist, daraus einen Vorwurf machen zu wollen, kann man doch seine ausschließlich kritisch-negative Haltung bedauern. Wer die Schwächen des gegnerischen Standpunkts mit so rücksichtsloser Schärfe in die letzten Winkel verfolgt, wer so unerbittlich den mit versöhnlichen Worten verdeckten Abgrund aufdeckt, macht seine Leser auf die ausführliche Entwickelung der eigenen Ueberzeugung doch recht gespannt; sie ihnen nicht länger vorzuenthalten, wird umsomehr zur Pflicht, wenn man wie Frommel keiner der in der Theologie heute herrschenden Gedankenrichtung näher steht, sondern in mühevoller Arbeit sich eine selbständige Anschauung errungen hat.

Indessen begnügen wir uns für diesmal mit den kritischen Ausführungen Frommels. Führt uns der Evolutionismus wirklich zu den mit so erschütternder Beredsamkeit dargestellten Konsequenzen? Können wir nicht ihm, nicht jenen entrinnen, ohne preiszugeben, was uns die Entwickelungsmethode so wertvoll macht? Eine Prüfung der Voraussetzungen, von denen Frommel ausgeht, kann hier wohl einen Ausweg eröffnen. Heißt es nicht einem einseitigen Intellektualismus huldigen, wenn Frommel von einer wissenschaftlichen Methode die tiefste Schädigung des sittlichen Handelns erwartet? Begegnen uns in der Dogmengeschichte nicht Theorien — muß ich noch an den Streit um die Willensfreiheit erinnern? — deren eine schon für die Sittlichkeit tötlich gewesen wäre, wenn eben der Intellekt den Primat über das Handeln dauernd behaupten könnte? Aber die Persönlichkeit, und nicht nur die christliche, wird sich immer — nach vielleicht oft hartem Kampfe freilich und in manchmal schmerzlich langsamer „Entwickelung" — von dem Joch einer ihr aufgedrängten Weltanschauung freizumachen wissen, der sie ihre ethischen Bedürfnisse nicht zu assimilieren vermag.*) Gehört der ethische Evolutionismus zu dieser Klasse, so wird er an sich selbst zu Grunde gehn. — Aber gehn wir noch einen Schritt weiter! Sieht denn die von Chapuis und Sabatier vertretene Anschauung in der Entwickelung eine eherne Macht, die die Zukunft mit strengster Gesetzmäßigkeit in der Richtung eines blinden Gesamtwillens gestaltet? Ist nicht der religiöse Evolutionismus viel eher eine rückschauende Methode, die zum Verständnis der Vergangenheit allein dient und kraft der so gewonnenen Einsicht nur einigen Nutzen für die Zukunft ziehen möchte, deren thatsächlichen Verlauf sie immerhin kaum in den großen Linien zu erschauen vermag? Mehr und Anderes wird eine Methode nie leisten können und wollen. — Aber Frommel erklärt ja gerade, daß aus der Methode des religiösen Evolutionismus eine Lehre zu werden beginne; ist das doch das Schicksal schon so mancher Methode gewesen. Giebt es überhaupt im letzten Grunde einen mehr als relativen Unterschied zwischen beiden? Wird nicht jede Methode, die den Thatsachen am besten gerecht wird und ihr Verständnis am leichtesten ermöglicht, zur Lehre, jedes heuristische Prinzip unter solchen Umständen zum konstitutiven? Und bleibt nicht jede Methode einfache Hypothese, die nur einen Teil des Erkenntnisgebiets aufzuhellen vermag und allen andern indifferent oder gar feindlich gegenübersteht; wird sie nicht über kurz oder lang überholt und verworfen? Daß der Evolutionismus auf geistigem Gebiet die bisher einzige und darum beste Erklärung der Geschichte geliefert hat, darf Frommel gegenüber wohl betont werden. Zugestehen muß man ihm aber ebenso entschieden, daß der Evolutionismus an vielen Punkten gänzlich versagt und daß die Ausfüllung dieser klaffenden Lücken vielleicht möglich, bis heute aber noch nicht geliefert ist. Hätte Sabatier, der über diese Bedenken hinweggleitet, seine Dogmatik im Einzelnen ausgeführt, so hätten wohl die im Rahmen einer Skizze**) leicht bei einander wohnenden Gedanken im Raume einer erschöpfenden Darstellung sich hart gestoßen.

Aber wir gehn mit Frommel gern noch einen Schritt weiter. Der Evolutionismus läßt nicht nur einen Teil der Geschichte unerklärt, er scheint auch einigen Thesen zu widersprechen, die die protestantische Theologie bisher für grundlegend zu halten geneigt war. Dies im Einzelnen zu untersuchen kann nicht Aufgabe eines Referats sein, dessen Kompetenz mit der Aeußerung einiger Bedenken erschöpft ist. Immerhin sollen zum Schluß folgende Leitsätze, die Frommel wohl ausnahmslos bejahen würde, zu näherer Erwägung anheimgestellt werden.

1. Ist es wahr, daß jeder Evolutionismus konsequent zum Monismus führt?

2. Ist vom Standpunkt dieses Monismus der Gegensatz von Natur und Gnade, Gott und Welt unhaltbar geworden? (Pantheismus.)

3. Schließt der Evolutionismus die Spontaneität des Individuums aus, oder ist er ihr schädlich?

4. Wie verträgt sich mit dem Entwickelungsprinzip der Glaube, daß in Jesu Christo die absolute Religion erschienen ist? (Perfektibilität des Christentums.)

5. Inwiefern kann sich demnach das Christentum mit dem Evolutionismus verständigen, ohne sich zu schaden, ohne der Wissenschaft feindlich zu begegnen und ohne einem inkonsequenten Eklektizismus zu verfallen?

4

Nachschrift. Der Zufall ließ mir die Schrift Reischles „Christentum und Entwicklungsgedanke" (Heft 31 zur Christlichen Welt) erst nach Vollendung dieser Zeilen zugehn und das hat insofern sein Gutes, als eine vergleichende Besprechung zweier so grundverschiedener Schriften, die doch den gleichen Gegenstand behandeln, verwirrend wirken müßte. Der Gegensatz beider liegt in der Umgrenzung des Problems, in der Be-

*) Man vergleiche dazu beispielsweise das theoretische und praktische Verhalten überzeugter Deterministen und — Indeterministen!

**) Der französische Titel Esquisse d'une philosophie de la religion ist in der Uebersetzung mit „Religionsphilosophie" wiedergegeben.

handlung und im Resultat. Er liegt, wenn man tiefer gehn will, in der Persönlichkeit beider Männer und der Verschiedenheit der die Wahl ihres Themas bestimmenden Motive. Frommel warnt vor einer Gefahr, Reischle ladet ein zum Studium eines Problems. Frommel predigt mit mächtigem Wort der christlichen Gemeinde, Reischle trägt ruhig einem Kreise von Gelehrten vor. Gleichwohl sind es ebenbürtige Gegner; denn anders lassen sie sich, wie das Folgende erweisen möchte, kaum bezeichnen.

Reischle untersucht das Problem in einem größeren Zusammenhang, er leitet es vor allem geschichtlich ab, während für Frommel der Evolutionismus ein Gegebenes ist und nur seine religiöse Gefahr geschildert wird.*) Diese geschichtliche Ableitung des Entwicklungsgedankens verhilft Reischle zu der wertvollen Unterscheidung einer dem deutschen Idealismus entstammenden, nach der Verwirklichung des Weltzwecks strebenden Entwicklungslinie und einer von der modernen Naturwissenschaft ausgehenden, das rein kausale Geschehn betonenden Gedankenrichtung. Zu dieser doppelten Anschauung stellt Reischle sich zunächst bejahend, ja auf ihr muß weitergebaut werden. Die Frage nach dem Entwicklungsziel — die spekulative Seite also — muß in den Vordergrund gerückt und der kausalen Betrachtungsweise als ihr Endergebnis aufgepropft werden. Nun aber zeigt sich, daß dieses Bündnis des Christentums mit dem spekulativen Idealismus nur auf formaler Uebereinstimmung beruhte, denn jener begnügt sich mit einer immanent-pantheistischen Entwicklung, dieses verlangt transszendenten Theismus. Noch geringer ist freilich die Gemeinsamkeit des christlich gedeuteten Weltentwicklungsganges mit der naturwissenschaftlich verstandenen Evolution. Dort ist das Individuum Selbstzweck, seine Stellung zur außermenschlichen Natur die eines Herrn, hier ist es Mittel, Glied einer Kette, und, im Lichte eines mehr oder minder klar erschauten Entwicklungshöhepunkts, keinem andern z. B. tierischen Gliede der Kette überlegen. Man mag diesem „ästhetisch abstoßenden“ Kampf gegenüber „Gefühle religiöser Art“ gewiß hegen, wenn man nämlich vor dem „Todesringen der untergehenden Gestaltungen“ klug die Augen schließt und sich an die „Höherentwicklung der überlebenden“ hält. Ein doch etwas parteiisches Verfahren und im Grunde wenig erbaulich, wenn man bedenkt, daß diese „Ueberlebenden,“ die „Besten“ also, nicht etwa die feinsten und edelsten Geister, sondern die muskelkräftigsten Egoisten sein werden.

Das Alles verkennt Reischle nicht, aber diese Bedenken sind ihm doch erst spruchreif, wenn der Evolutionismus sich experimentell als die beste und einzige Erklärungsmethode für die Veränderungen des organischen Geschehens ausgewiesen hat. Daß er diesen Beweis noch nicht für erbracht hält, kann ihm Niemand verdenken; als vorsichtiger Denker rechnet er immerhin einstweilen mit der Eventualität, die ihn im Uebrigen nicht sehr erschreckt, denn seine Stimmung der neuen Methode gegenüber ist im Ganzen ebenso freundlich als die Frommels ablehnend. Reischle sieht nämlich in dem evolutionistischen Verständnis der profanen und Offenbarungsgeschichte einen positiven Gewinn. — „Das Werden und Sichwandeln religiöser und sittlicher Begriffe ist unumwunden zuzugeben.“ Frommel dürfte der Anerkennung dieses Satzes schwerlich seinen Glauben an die Vollkommenheit des Menschen vor dem Fall und an ein allen Menschen in gleicher Weise mitgeteiltes Gottesbewußtsein opfern wollen. Reischle aber sieht in dieser kausalpsychologischen Erklärung, in der Auffassung des christlichen Wachstums als eines „organischen,“ einen durch Nichts aufzuwiegenden Vorteil der Entwicklungslehre. Freilich nicht ohne erneuten ernsten Vorbehalt. Denn diese psychologische Deutung darf weder mit einer materialistischen Wendung die geistige Persönlichkeit restlos „naturwissenschaftlich“ erklären wollen (Unterscheidung von Natur- und Geistesleben), noch kann sie bei so originalen Persönlichkeiten, wie z. B. den Propheten und Jesus, mit der Bestimmtheit arbeiten wie bei weniger komplizierten Geisteserscheinungen.

Man kann sich gerade an dieser Stelle der Beweisführung des Eindrucks nicht erwehren, als komme Reischle mit seinem Wechsel von Zugeständnissen und Vorbehalten in kein konsequentes Verhältnis zum Evolutionismus; demgegenüber hat die großartige Einseitigkeit der Frommelschen Kritik etwas Imponierendes; sie gräbt überdies an einigen Stellen tiefer. So hat Reischle den Entwicklungsgedanken im Christenleben des Einzelnen nicht mit der Schärfe und Feinheit verfolgt wie Frommel, dessen Stärke hier liegt, hat auch die Verwandtschaft der Entwicklungslehre mit dem Monismus und die daraus entstehenden Konsequenzen — vielleicht absichtlich — nicht berührt.

Alles in Allem, Frommel und Reischle haben auf wenigen Seiten eine Fülle von Gedanken entwickelt und eine Menge von Fragen aufgeworfen; sie sind uns darum aber auch Manches schuldig geblieben. Wird Reischle den Fehdehandschuh Frommels aufnehmen? Wird Frommel sich von Reischle besiegt erklären? Oder wird ein Dritter kommen und uns einen neuen Weg zeigen? Wenn wir nur der Wahrheit dadurch um einen Schritt näher kommen!

Eduard Platzhoff

*) Mit Recht macht Professor Millioud, der Nachfolger Secrétans' in einer Besprechung der Frommelschen Vorträge (Semaine littéraire Genf, 26. März 1898) seine Bedenken gegen das Verfahren geltend, eine Lehre nach der angeblichen Verderblichkeit ihrer Folgen statt nach der Festigkeit ihrer Grundlagen zu beurteilen. Eine Kritik des religiösen Evolutionismus kann eine Stellungnahme zur Entwicklungstheorie überhaupt nicht umgehen.

Zu dem Briefe des Herrn von Brandt

. . . Eine Sache, über die man sich bisher nicht verstanden hat, scheint die Bezeichnung „politische Thätigkeit der Missionare“ zu sein. Wenn Herr von Brandt über die Versündigung einzelner Missionare durch politische Thätigkeit im Taiping-Aufstande und während des Kang-ju-weischen Reformversuches redet, so merkt man, daß er eine Einmischung in die innerchinesische Politik und den Versuch, die politischen Verhältnisse Chinas selbst zu gestalten, meint, während in der Abwehr an europäische Politik gedacht wurde.

Was den Taiping-Aufstand betrifft, so kann die Mission nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß der Visionär, der die Empörung führte, unverdaute christliche Ideen mit seinen Träumen vermischte, und wenn der amerikanische Missionar Roberts noch Hoffnungen auf diese Bewegung gesetzt haben soll, als ihre Verderblichkeit schon offenbar genug geworden war, so war das ein sehr vereinzelter Fall. Herr von Brandt spricht sich hierüber in seinem Buche „Aus dem Lande des Zopfes“ so aus:

> Es bedurfte des ganzen religiösen Fanatismus einiger protestantischer Missionare, um in den zuchtlosen, Alles mit Feuer und Schwert verheerenden Horden und ihren im Haremsleben und andren Ausschweifungen verkommenden Führern Brüder in Christo und die Regeneratoren Chinas zu sehen.

Diese Aeußerung beweist mir, daß er die protestantischen Missionare mehr durch die Brille von Leuten, die ihnen feindlich waren, als aus eigenem, persönlichen Verkehr kennen gelernt hat. Ob ich mit dieser Vermutung Recht habe, das wird er ja wissen. Wenn er aber aus publizistischen Leistungen einzelner Missionare die Beweise hat, daß dieselben der Versuchung unterlegen sind, sich bei dem Kang-ju-weischen Reformversuch in ungehöriger Weise zu beteiligen, so wäre es nur dankenswert, wenn er solche Aeußerungen mit Namennennung veröffentlichte und der allgemeinen Beurteilung unterbreitete. Es würde ihm wahrscheinlich an Zustimmung nicht fehlen, daß Missionare gut thäten, sich in solche Dinge nicht zu mischen, in Deutschland zumal.

Wenn bisher in Zeitungen die politische Thätigkeit von evangelischen Missionaren in Abrede gestellt wurde, so wurde darunter, soweit ich es gelesen habe, das Stellen der chinesischen Christen unter den Schutz der Konsuln und das Wirken als Agenten für auswärtige Mächte verstanden. Durch die Presse ging eine Mitteilung eines Herrn J. Perdicaris an die Pall Mall Gazette, nach der Herr von Ketteler geklagt haben soll, daß von unehrlichen Schuldnern und treulosen Ver-

waltern oft Landgüter und andres Eigentum von beträchtlichem Werte durch Vermittlung von Missionaren der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen und unter die Konsulargerichte gebracht worden seien. Es wäre sehr erwünscht, wenn Herr von Brandt sich einmal darüber äußern wollte, ob er auch solche Fälle kennt, und ob jemals evangelische Missionare dabei mitgewirkt haben.

In Erstaunen setzt die Mitteilung, daß zwei Drittel der Arbeit der Gesandtschaften und Konsulate durch Beschwerden, Ansprüche und Forderungen von Missionaren veranlaßt worden seien. Soll das etwa auch von der deutschen Gesandtschaft und den deutschen Konsulaten gelten, und zwar von der Zeit des Herrn von Brandt, jener Zeit also, bevor katholische Missionare unter deutschen Schutz gestellt wurden? Sollten die deutschen Konsuln samt dem Gesandten außer dem, was die Baseler (denn auch die Schweizer Missionare standen unter deutschem Schutz), Rheinische und Berliner Mission ihnen zu thun gemacht haben, nur noch halb so viel Arbeit gethan haben? Wir können im Interesse unsrer Diplomaten und Konsuln in China nicht glauben, daß sie nicht viel mehr Arbeit geleistet haben, als die Missionen ihnen verursachten.

„Die Erwiderung, die Lord Salisburys sehr gemäßigte und verständige Aufforderung zu größerer Vorsicht in Missionskreisen gefunden hat," scheint Herrn von Brandt nur unvollständig bekannt geworden zu sein. Die Rede des englischen Ministers in der Versammlung der Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.) war zunächst nur sehr unvollkommen berichtet worden, so daß nicht nur die Times schrieben, in Downing-Street sei man auf die Missionare nicht gut zu sprechen, sondern daß manche englische Zeitungen auch geflissentlich von einem wohlverdienten Hiebe sprachen, den der Markgraf der Mission versetzt habe. Unter diesem Eindruck ist dann freilich in einer Gebetsversammlung für China, zu der Vertreter verschiedener Missions-Gesellschaften sich vereinigt hatten, die Aeußerung gefallen, es sei unter ihrer Würde, sich gegen ungerechte Angriffe zu verteidigen. Auch in Deutschland wurde wohl gegen Lord Salisbury geschrieben auf Grund der tendenziösen Darstellung seiner Rede durch ein Hamburger Blatt. Sobald aber der Wortlaut der Rede bekannt war, hat der Direktor der größten Missionsgesellschaft für China, Walter Sloan in London, einen längeren Brief an die Times gerichtet, worin er sagt, daß an der vielfach falsch aufgefaßten Rede Nichts auszusetzen sei und daß die Missionsgesellschaften ganz in der Weise vorgingen, wie Lord Salisbury es ihnen riete. Er führt einen längeren Konsular-Bericht an, worin die außerordentlich vorsichtige, kluge und gewinnende Art gerühmt wird, mit der die Missionare seiner Gesellschaft arbeiteten, in weite, bis dahin verschlossene, Gebiete vordrängen und weithin das Wohlwollen der Chinesen für die Europäer erwürben, was dann auch dem Handel zu Gute käme. Er fügt dem Berichte nur hinzu, daß, was der Konsul nur von seiner Gesellschaft rühme, von vielen andern ebenso gälte. In Deutschland aber hat der gewichtigste Wortführer der Mission, Professor D. Warneck, sich ganz zustimmend zu der Rede des englischen Ministers geäußert. Herr von Brandt wird deshalb hoffentlich nun den Eindruck gewinnen, daß die Mission auf einem Wege ist, der auch nach seiner Ansicht „für die Zukunft dauernde, segensreiche Erfolge verspricht."

Das chinesische Volk steht meist zu den evangelischen Missionaren recht gut, und das Evangelium macht in China keine Fortschritte durch staatliche Förderung, sondern durch den Beweis seiner Ueberlegenheit über die heidnischen Religionen an den Herzen der Chinesen selbst. Aber es mag wohl sein, daß die chinesischen Beamten, so viel an ihnen ist, „die Missionare im Innern Chinas keine vierzehn Tage dulden würden," wenn sie nicht an den Vertrag mit der auswärtigen Macht gebunden wären. Das offizielle China hat die auswärtigen Diplomaten ebenso wenig willkommen geheißen, wie die Missionare. Ich weiß nicht, ob Herr von Brandt der Ansicht ist, daß es ebenso eine Thorheit gewesen ist, dem chinesischen Volke die Anerkennung der Diplomaten, wie die Duldung christlicher Missionen zuzumuten . . . .

Paderborn Ferdinand Hartmann

Noch einmal: Bildungsprobleme

Kurze Erwiderung eines praktischen Schulreformers

Wird ein „kläglicher Verfall unsrer Geisteskultur" eintreten, wenn das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts für die schulpflichtige Jugend eintritt? und geraten wir wirklich in „Gefahr," wenn das Gymnasium mit seinem Betriebe des klassischen Unterrichtes und speziell des Griechischen nicht mehr für die Schule der allgemeinen Bildung, sondern nur noch als anschließende Fach-Anstalt gelten wird?

Eine vielumstrittene und weitverzweigte, aber vielleicht doch in dieser Fassung einfache Frage, die in der That nicht bloß den Fachmann angeht, sondern in den Interessenkreis unsrer christlich denkenden Laienwelt fällt. Mit Fug und Recht hat man kürzlich an das Gewissen der Leser appelliert, aber ohne triftige Gründe, und ich fürchte, daß der bezügliche Aufsatz in Nr. 27 und 28 mehr zur Verwirrung der Gemüter als zur Verständigung beigetragen hat.

An die Spitze meiner Entgegnung stelle ich einige thatsächliche Angaben.

1. Einig ist der Schreiber dieser Zeilen mit dem geehrten Verfasser der „Bildungsprobleme" über Anlegung eines idealen Maßstabes, auch ihm ist es um „innere Gesundheit und Tüchtigkeit" zu thun: das weiß der Leser meiner früheren Aufsätze. Auch ein Freund des Humanismus bin ich, näher des Griechentums; ja ich darf hier wohl erwähnen, daß ich gegen sehr einflußreiche Philologen seit Jahren in wissenschaftlichem Kampfe die Dichtkunst des größten griechischen Lyrikers verteidige, über den jene wohl geäußert haben, er rede bisweilen „absurd", so daß sie, wie einer von ihnen gesagt hat, „von seiner Dichtkunst kühler zu denken sich gewöhnen."*)

2. Ernstem Nachdenken empfehle ich das aus dem preußischen Kultusministerium stammende Gutachten vom 23. Februar 1899, dasselbe, aus dem ich in meinem Aufsatze über Coeducation (Jahrg. 1899 Sp. 941) einige Wendungen angeführt habe. Es betrifft die Vorbildung von Mädchen für akademische Studien, ergeht sich aber hauptsächlich über die bedenklichen Mängel unsrer höheren Knabenschulen, insbesondre der Gymnasien.

3. Den Respekt vor der Geschichte soll man doch nicht zu einem Aberglauben an das „historisch Gewordene" steigern. Was man heutzutage unter Gymnasialbildung versteht, ist eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts. Die großen Männer aus der großen Zeit vor hundert Jahren haben keine Abiturientenprüfung bestanden, Goethe konnte kein Griechisch.

4. Männer, die den Aufzug unsres Gymnasialbetriebes beklagt haben — Beispiels halber nenne ich Paul de Lagarde — wird doch Niemand rundweg als des Idealismus baar bezeichnen; ebenso wenig Andre, die — wie der Philosoph Fechner — schon als Gymnasiasten für den Wert des altklassischen Unterrichts keinen Sinn hatten.

5. Zwei Drittel oder drei Viertel der Schüler verlassen das Gymnasium vorzeitig. Also nicht um das Gymnasium als Ganzes, sondern nur um ein Drittel oder ein Viertel seines Schülerbestandes darf unser humanistisch begeisterter Gegner sich ereifern.

6. Ueber die Abiturienten der Gymnasien aber hat Emil Frommel in der Berliner Schulkonferenz die Bemerkung gemacht, daß „kaum unter hundert Abiturienten etwa zwanzig ihre alten Klassiker wieder ansehen." Das ist so ein Prüfstein für die heutige Gymnasialbildung, und ich habe in meiner kleinen Schrift „Unsre höheren Schulen" gar noch die Anmerkung dazu machen müssen, daß Frommel um 300% zu günstig geschätzt habe.**)

7. „Um der Philologie willen, um unsertwillen, die wir sie lehren, oder gar um der Wissenschaft willen," — so hat der namhafteste Philologe von heute in einer Rektoratsrede gesagt — „mögen die beiden Sprachen, denen Europa seine

*) Pindar. D H

**) Erschienen bei Herold in Hamburg 1896. Ich weise bei dieser Gelegenheit gleich auf die neueste Veröffentlichung des Verfassers hin: Maßgebliches zur Schlußverfassung. Hamburg, Schröder und Jeve 1900. 25 Pfg. 100 Stück 10 Mk. D H

Kultur verdankt, ruhig aus dem obligatorischen Jugendunterrichte verschwinden.“ In demselben Zusammenhange heißt es, es sei ein „eben so anmaßlicher wie greller Unsinn, daß die Schule in den Geist des Altertums einführe.“*)

Ich setze diese ernüchternde Liste nicht fort, obwohl dies ein Leichtes wäre, und wende mich zu den theoretischen Erwägungen, die dem Leser dargeboten sind.

Der große Haufe fragt, was Nutzen bringt. Die Führenden sind Volkserzieher, wenn sie das nicht thun. Nun wird den Schulreformern insgemein in den vorliegenden Aufsätzen der Vorwurf gemacht, sie gerade seien auf die Nützlichkeit erpicht, während das Gymnasium schon insofern einen „praktischen Kursus des Idealismus“ vorstelle, da es eine schwierige, für das praktische Leben unnütze Sprache um ihres inneren Wertes willen betreiben lehre. Die Hand aufs Herz: warum denn schicken die Eltern ihre kleinen Kinder aufs Gymnasium? Die allermeisten doch, weil sie für deren Wohlergehen am besten zu sorgen sich einbilden, wenn sie ihnen die Möglichkeit zu den verschiedensten Laufbahnen und die Aussicht auf die mannigfaltigsten Berechtigungen eröffnen. Auch der Verfasser der „Bildungsprobleme“ spricht offen von Privilegien, die das Gymnasium fernerhin mit zwei andern sogenannten höheren Schulgattungen teilen soll; „verloren“ hat es sie damit nicht. Fielen diese Privilegien hin, was dann wohl aus dem Betriebe der klassischen Sprachen würde? Ja schon die Lostrennung der Militärberechtigung vom Schulbetriebe würde genügen, um zu erkennen, wo Idealismus sei und wo nicht: Volksschulen und Mädchenschulen können ihn pflegen, weil sie nicht nach Rechten jagen; daß auch sie „den Charakter bilden, die Fähigkeit, Anderes zu verstehen und wertzuschätzen ausbilden,“ daß auch sie „Menschen bilden,“ wird der eifrige Humanist ihnen nicht abstreiten. Ja, dies Kapitel von der Selbstbehauptung in Wahrheit und Treue, von der Selbstverleugnung in Liebe und Demut, dies Kapitel von Persönlichkeit und Gemeinsinn . . . aber es giebt ja Leute, die in den Regeln der lateinischen und griechischen Sprache den psychologisch unwiderstehlichen Zauber dafür finden!

Ebenso hinfällig ist in ihrer Verallgemeinerung die andre Reihe von Vorwürfen gegen die „deutsche“ Schule, wenn von „teutonischem Kraftprotzentum,“ von eitler Selbstbespiegelung und dgl. gesprochen wird. Nüchternem Nachdenken halten die Sätze nicht Stand, das Altertum sei „Weltkultur,“ Gymnasialunterricht ein „Untertauchen in den Strom universalen Geschehens“ und ein Anschauen des „vollen, reinen, weißen Lichtes absoluten Menschtums,“ und das deutsche humanistische Gymnasium sei mithin „eine Sicherheit für die Beibehaltung des ruhigen und sicheren Laufes, den das Fahrzeug des deutschen Volkes bisher gezeigt“ habe. „Harmonische Ausgestaltung aller Seelenkräfte im Dienste einer Idee“ mag dem Humanisten als Bildungsziel vorschweben; uns ist es Selbstbesinnung, Heimatsbewußtsein. Nicht die Höhe des Standpunktes thuts, nicht die „Verleihung eines wirklich weiten, geistigen Horizontes“; Bildung ist Sicherheit der Orientierung. Sprachkraft durch den muttersprachlichen Unterricht zu wecken, war schon eine Forderung Pestalozzis, dem gewiß Niemand deswegen protziges Teutonentum nachsagt.**) Daß ein derartiges Bemühen keineswegs auf die „Elementarschule“ zu beschränken ist, und daß es weiterhin dem Verständnis der alten Sprachen erheblichen Vorschub leistet, dies mag in den Grundzügen ein später folgender besondrer Aufsatz zeigen. Auch den Sinn für das Elementare überhaupt und den Trieb zur Selbstthätigkeit glaubt die „deutsche“ Schule nicht zu verabsäumen, zwei Stücke, die nach dem berufenen Urteil des Oberschulrats Schiller dem heutigen Gymnasialbetriebe abgehen. Indessen diese und andre Gründe, die etwa für die „deutsche“ Schule sprechen, sollen hier nicht weitläufig erörtert werden; es kam hauptsächlich darauf an, schwere Anklagen zurückzuweisen, die sich nicht sowohl gegen ihre Ausgestaltung als gegen ihre Gesinnung und Tendenz richten. Nur dies soll zum Schlusse meiner Abwehr nochmals betont sein, daß auch ich den aus der antiken Kultur uns überkommenen Gewinn wirklich nicht wieder verschütten will, sondern tiefer ausschöpfen und vermehren, und ebendeswegen nicht geneigt bin, ihn zum verbindlichen Lehrstoff der schulpflichtigen „höheren“ Jugend zu erniedrigen.*)

Ludwig Bornemann

*) v. Wilamowitz, Philologie und Schulreform. Festrede. Göttingen 1892. D H

**) Zum Vergleich stelle ich einen Satz aus Pestalozzis „Schwanengesang“ neben einen Satz aus dem Frankfurter Schulprogramm von 1898. „Die tiefere Erkenntnis des Naturgangs in der Entfaltung der Muttersprache ist also auch das ewige Fundament und die eigentliche Quelle aller wahrhaft mnemonischen und psychologischen Vorteile, mit denen die Kunst die naturgemäße Erlernung jeder neuen Sprache zu erleichtern und zu befördern vemag.“ „Die Erkenntnis wird sich wohl bald allgemein Bahn brechen, daß die deutsche Satzlehre die Grundlage für Satzlehren der fremden Sprachen werden muß.“ Solche Sätze kann man sehr handwerksmäßig fassen; aber es giebt auch eine tiefere Auffassung pädagogischer Kunst.

*) Dieser Aufsatz lag vor, ehe der durchdringende Notschrei des „Laien“ Bonus auf den Schwemerschen Artikel hin laut wurde. Was sagen die Leser dazu, wenn ich ihnen berichten kann, was ein preußischer Gymnasialdirektor und zwar ein so hervorragender wie Cauer vom „Schulekel“ denkt? In den preußischen Jahrbüchern hat dieser vor nicht langer Zeit ganz beiläufig die Bemerkung fallen lassen, in die Schule gehörten Stoffe, die eine derbe Bearbeitung vertrügen, etwa Mathematik, Naturwissenschaften, alte Sprachen und auch alte Geschichte, aber ja nicht viel Deutsch und deutsche Geschichte u. dgl. Das ist angesichts der Thatsachen ernstgemeinter, idealgedachter, pädagogischer Ratschlag. Soweit sind wir: ja nicht die Seele in die Schule hinein, denn die Schule möchte die Seele veröden!

Noch eins. Der Notschrei von Bonus macht klar, wie nötig, gehörig und heilsam es ist, daß „Laien“ reden. Hier wird mit Herzblut geschrieben, das merkt man; dagegen bei uns Fachleuten, wenn wir reden könnten und wollten, wie wir möchten, würde das Beste doch so leicht mit dem Geschrei „Parteigerede! Zunftgeschwätz! Geschäfts- und Amtsstreberei!“ totgeschlagen, und — um auch dies nicht zu verschweigen — im letzten Grunde haben wir „Techniker“ alle, auch wir freier denkenden, irgendwo unsern „methodischen“ Sparren.

L B

Ferienbrief eines Schulmeisters an Herrn Bonus

Ich bin ein Schulmeister in Ferienstimmung. In behaglichem Wohlgefühl nehme ich abends die jüngst eingelaufene Nummer der Christlichen Welt zu mir. Da sehe ich wieder die „goldnen Worte zur Schulreform“ von Schwartzkopff, aber weg damit! Den alten Waitz, der gewiß alle Anerkennung als Pädagog verdienen mag, habe ich noch in guter Erinnerung von meinem Staatsexamen her. Da brauchte ich seine Theorien, wenn sie mir auch nicht immer zusagten, aber jetzt? Ich bin kein Theoretiker, ein frisches, fröhliches Wort ist mir lieber, und ich denke, den Jungen auch, denen ich als Lehrer gesetzt bin. Flüchtig will ich über den Aufsatz hinweg, da, wieder ein neues Stück, gerade für einen Schulmeister gemacht? Es muß doch in der Luft liegen, daß man immer von der Schulfrage redet. Man wird mir die Neugier verzeihen, ich schlage das Blatt um, ich will den Verfasser sehen, es ist nun einmal eine alte menschliche Schwäche, vorurteilslos lesen können doch nur Wenige. Bonus? Ja, der Name ist mir bekannt, schon viel Hübsches habe ich unter dem Namen in- und außerhalb der Blätter der Christlichen Welt gelesen. Das wird keine Theorie, das wird ein frisches, befreiendes Wort!

Ich fange an zu lesen, dann überfliege ich das Folgende und fange dann wieder von vorn an, schüttle den Kopf und lese wieder. Man ist in den Ferien so gedankenfaul. Ich weiß ja, etwas Alltägliches will uns dieser Verfasser nun einmal nicht bringen, dafür kenne ich ihn schon, und Rätsel giebt er auch gern auf. Aber was ist diesmal Scherz, was Ernst? Ich greife den Satz heraus: „Für Alles, was mir lieb und wert ist, hebe ich flehende Hände auf: Thut Alles damit, nur bringt es nicht in die Schule!“ Das ist gewiß ein solcher Scherz, gerade für einen Schulmeister in Ferienstimmung geschaffen! Ich lese weiter. Aber der Satz wiederholt sich, immer in neuen Formen. Da finde ich zu Anfang von Abschnitt 3 als Resumé: „Alles, was uns wert ist, aus dem Mittelpunkt des Unterrichts und womöglich aus der Schule überhaupt heraus!“ Nun muß ich doch meinen Kopf anstrengen. Dann werden wir wohl nach den Ferien ein Warnungsschild aus-

hängen müssen an unsrer Schule für Alle, die da hineingehen wollen und dem „Abschreckungsunterricht" in die Hände laufen. Ich kenne ja auch ähnliche Gefühle aus meiner Schülerzeit, schon dämmerts in mir: Alles, womit man sich bis zum Ueberdruß beschäftigen muß, wird einem doch schließlich zuwider. Nun verstehe ich, was ich lese. Gegenüber hämmert in der Schmiede eifrig am Ambos der Schmiedegeselle, der Meister steht in der Nähe. Eilends hinüber! Ich sage dem Meister: „Um Gotteswillen, laßt euren Gesellen aufhören, Ihr verekelt ihm noch ganz und gar sein Handwerk mit dem ewigen Schmieden!" Ich habe noch kein Wort gesagt, daß er und die Frau Meisterin „jene Peitsch- und Zuckerbrotmethode des körperlichen und geistigen Knuffens von hinten" auf keinen Fall anwenden dürfe, da hebt er schon vielsagend die Hand, daß ich mich eilends von dannen mache. Das war also Nichts.

Ob ich noch zum Pfarrer hinübergehe und da meine Sache vorbringe? Es giebt ja so viele Leute, die behaupten, bei manchen Predigten schlafe man so furchtbar leicht ein, da wäre es doch hoch an der Zeit, daß ich in Anbetracht solcher dringenden Notstände endlich einmal den Pfarrern sagte, sie möchten das Predigen ja sofort sein lassen, damit es den Leuten nicht zuwider werde. Aber ich fürchte, ich hole mir nur wieder ähnliche stumme Abfertigungen, die mir noch peinlicher werden könnten. Wähle ich also doch lieber die ruhige Betrachtung für mich.

Wenn ich nun dem Verfasser sagen wollte: So schlimm, wie Du meinst, stehts doch in unsrer Schule noch lange nicht, so wird er mir seine eignen Erfahrungen und die Friedrich Nietzsches entgegen halten. Beide schätze ich hoch. Ich könnte Bismarcks Worte dagegen geltend machen, aber das will ich nicht. Schulerlebnisse sind zu individuell und können selbst mit den höchsten Autoritäten nicht erledigt werden. Sie sind sogar so individuell, daß man ruhig behaupten kann, ich sehe sie in der Rückerinnerung so gerade, wie ich sie brauche. Will ich gegen die Schule — oder wenigstens gegen die augenblicklich bestehende — schreiben, so fallen mir zahllose üble Erfahrungen ein, daß ich mich bloß noch wundern kann, daß dies bestgehaßte Institut überhaupt noch von der geduldigen Mutter Erde getragen wird; will ich sie verteidigen, so kommt mirs so vor, als ob ich schönere Jahre nie gehabt hätte wie die glücklichen Schülerjahre, und als ob ich mein Bestes außer dem Elternhause meiner Schule verdankte. Das sind verschiedene Ansichten, über die sich nicht reden läßt. Thatsache bleibt, daß sich in unsrer Schule Verwerfliches neben Gutem findet. Thatsache aber bleibt auch, daß ein Jeder aufs beste bemüht ist, das Verwerfliche zu beseitigen. Außenstehende mögen das leugnen, wer den guten Willen hat hineinzusehen in das ewige Getriebe des Schullebens, der wird zum mindesten sagen müssen: Der gute Wille ist reichlich da. Freilich: Römer 7, 18 da stehts! Wollen und Vollbringen ist doch noch ein Unterschied. Nun sagt Mancher heutzutage nur gar zu gern: Ja früher, da war Vieles faul, aber heutzutage! Nun, wer sich ganz besonders groß fühlt, mag auch zu dem Mittel greifen. Ich denke, auch früher hats prächtige Leute gegeben, die Lust und Liebe bei den Schülern fanden oder erweckten. Heutzutage macht mans mit Methode, und leider gehört auch der Herr Verfasser zu den Vorkämpfern der neuen Methoden, er möchte die Frage erwägen, „ob man nicht eine Methode entdecken könnte, die den Schülern das lieb macht, was sie mit ihnen treibt." Ich habe leider kein statistisches Handbuch hier, um dem Verfasser vorzurechnen, was für neue Methoden zu diesem Zwecke in dem letzten Jahrzehnt konstruiert sind. Auf dem Gebiete braucht wirklich unser Stand keine Hilfe mehr, er leidet selbst an Ueberproduktion, und wenn man nun gar noch all die gutgemeinten Vorschläge von Laien — ich sehe hier wieder den Herrn Verfasser mit den Achseln zucken und sagen: „wenn man uns zwölf Jahre lang malträtiert hat, so sind wir die Sachverständigen in der Frage" — hinzurechnen wollte, so würde die Zahl Legion. Ich glaube, wenn man dem Herrn Verfasser so viel Methoden aufoktroyieren wollte, wie man es unserm Stande gegenüber gethan, wenn gar noch all seine Pfarrkinder kommen wollten und sagen: Herr Pfarrer, Sie müssens aber künftig so machen! so würde er aus der Haut fahren genau so, wie wirs thun, wenn wir das Wort „neue Methode" hören. Die vielen Methoden und der viele Unsinn — man verzeihe dies starke Wort —, der heutzutage damit getrieben wird, sind jedenfalls die schlimmste Gefahr. Von „unfehlbaren Methoden" nun vollends, von denen der Herr Verfasser redet, kann bei solchen Zuständen gar nicht die Rede sein.

Also fehlt Jeder nach seiner eignen Methode? Es muß Einem wirklich ein Grausen ankommen über diese mehr als chinesische Barbarei, die Bonus in unsrer Schule entdeckt hat. Aber ich denke doch, er hat vielleicht nur für seinen gewaltigen Zorn einen Prügelknaben gesucht, dem er durch einen Advocatus diaboli erst alle die Bubenstreiche von Max und Moritz hat aufbürden lassen, um dann desto gerechtfertigter zu sein, wenn er nun mit der Pritsche ausholt. Nun möchte ich aber doch wissen, wie er sich gleich zu Anfang seines Aufsatzes den Konfirmandenunterricht denkt, der noch nicht „in die Stimmung der grauen Schulmüdigkeit, die über uns lastet, gewaltsam hineingezerrt" ist. Nicht wahr, Herr Pfarrer, genau so, wie wir uns unsre Schulstunden denken, wenn wir vor die Jungens treten und uns vornehmen, nun mal eine recht gute Stunde zu geben? Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Sie wissen, so gut wie wir, daß die Jungen zur gleichen Zeit lieber noch draußen auf dem Schulhofe, im freien Feld, oder, wenns ganz herrlich sein soll, im schönen grünen Wald sich rot und blau prügeln möchten, daß sie sehnsüchtig an das Fahrrad draußen in der Halle denken, oder an das frische, kühlende Wasser des Flußbades. Und doch fürcht ich, sind Sie hartherzig genug, zu sagen: Jungens, das geht jetzt nicht! Siehe da, das erste Murren, und die fröhlichen Gesichter verziehen sich, und der erste Knoten wird ins Taschentuch gemacht für ein künftiges Gedenken, wenn es gilt, der Schule alle ihre Schandthaten an der unglücklichen Jugend vorzurücken. Auch das werden Sie mir zugeben, Moralpredigten helfen bei der unglücklichen Jugend gar Nichts. Da fängt die stramme Zucht an, vergessen ist Schulhof, Feld, Wald, Fahrrad, Schwimmbad: lateinische Grammatik herrscht oder, wenn das Ew. Hochwürden zu sehr erschreckt, die Sätze über Deckungsgleichheit der Dreiecke. Den Jungen kommt doch so ein Gefühl an, vergleichbar dem, das er in früheren Zeiten hatte, wenn er heimlich die Hand nach den unreifen Stachelbeeren ausstreckte und plötzlich einen energischen Klapps der Mutter verspürte: Du darfst nicht, du sollst! Es taucht in ihm Etwas auf, was wie Pflichtgefühl aussieht. Bei Leibe kein Abstraktum nennen, Herr Verfasser, wir thuens auch nicht. Wenn nur die Sache da ist, dann ists herrlich. Wie dankbar muß ich vielen meiner Lehrer sein für dies unbewußte Pflichtgefühl, das sie mir eingeprägt haben, es waren Leute alten, mittleren und neueren Schlags, aber ich danke es ihnen heute noch: ob wir lateinische Verben aufsagen mußten — schaudern Sie nicht auch? —, ob wir Homerische Synonymik trieben — denken Sie nur! —, ob wir Horaz bis in die innersten Interna kennen lernten, ob wir die Bergpredigt bis auf die Silben genau hersagen mußten: es hat doch auch sein Gutes, und ich wollte, man fände in all den Erörterungen unsrer Tage auch einmal neben dem Wörtchen Freiheit das Wörtchen Pflicht, 's ist beinah noch schöner als jenes. Aber können Sie sich denken, der böse Schüler macht bereits den zweiten Knoten ins Taschentuch: sich so schikanieren lassen zu müssen, ist doch unerhört.

Da kommt ein andrer Lehrer: die Herzlichkeit, Gutmütigkeit selbst, er bringt wirklich ein volles Herz den Schülern entgegen. Nur ums Himmels willen die armen Kerle nicht quälen mit Fragen! Er erzählt, liest vor, schwärmt von Allem, was ihm hoch und schön dünkt. Ein paar Jungens kommen mit den Augen nicht von seinem Munde, es sind auch Prachtschüler. Da bewegt sich der Eine, zuckt unwillig mit der Schulter, dreht sich halb herum; der begeisterte Lehrer wird aufmerksam: Was ist da? Langes Schweigen. Schließlich kommts heraus. Hat da ein Hintermann den aufmerksamen Vordermann sich zurechtgeschoben, denn er gedachte hinter dem breiten Rücken des Guten einen langen Schlaf zu thun. Eine Stunde Arrest wegen dieser

doch so gerechtfertigten Freiheitsäußerung! Aber warte, das Taschentuch ist schon gezogen, noch findet sich für den dritten Knoten Raum. Du armer Schulmeister, wann wirst dus wohl mal recht machen, du arbeitest stark auf das Schuldenkonto deiner Schule und deines Standes!

Obs Ihnen nicht auch so ergangen ist? Allen Alles recht machen wollen ist doch ein schweres Stückchen. Lieber sehen wir gerade aus aufs Ziel, daß wir das erreichen. Was wollen wir? Erstens, daß unser Schüler lerne, was Pflicht ist, und dazu heißts überall hart Holz bohren, hinterher ists Einem lieb, wenn man ein Stückchen davon zu eigen hat. Notabene, Pflicht lernt sich am leichtesten da, wo man kein praktisches Interesse vor Augen hat, also in den nicht realen Fächern. Zweitens, daß unser Schüler lerne, was er zum Leben braucht. Da steckt eine schauderhafte Portion Schweiß dahinter; und wie der Schusterjunge manchmal auf seinem Schemel stöhnt, wie der Herr Studiosus theologiae seinen Groll ausläßt über den Professor, der mehrere Dutzend Päpste womöglich im Staatsexamen verlangt und das mit Jahreszahlen, so verwünscht auch unser Schüler der Reihe nach all die unsinnigen Schulmeister, die von ihm das Lernen verlangen. — Aber nun bin ich gewiß so realistisch, wie Sie mich nur wünschen können. Wenn ich Ihnen nun sagen wollte, wir versuchens womöglich so anzufangen, daß er nebenher, ohne das zu merken, noch seinen geistigen Mechanismus Etwas einübt, dann wittern Sie gewiß wieder die bösartige formalistische Bildung dahinter und zitieren mir Nietzsche. Nichts für ungut, Sie operieren gewiß auch viel mit dem Argument der inneren Erfahrung; ich für mein Teil erkläre gern, wies mir auch Andre erklärt haben: wenn nicht alle innere Erfahrung Täuschung ist, so verdanke ich auch hier mein Bestes dem humanistischen Gymnasium, das mir die formale Bildung gegeben hat, so gut es eben das bei mir fertig bringen konnte. Daß ich vorhin das mechanische Wissen so hervorgehoben habe, sagen Sie, bitte, nicht weiter, man hält mich sonst für einen von den nüchternsten Alten oder gar für einen schlimmen Reaktionär, und das Erstere bin ich jedenfalls absolut nicht, ich rechne doch noch zu den Jungen.

Aber nach dem, was voraufgegangen ist, werden Sie fragen: Wo bleibt nun Ihr Steckenpferd? Ich reite es sofort vor. Wenn unter klarem Festhalten des strengen „Du sollst" unsern Schülern das geeignete Wissensmaterial in rechter Weise geboten wird, dann hindert mich das in keinem Falle, daß ich auch mit meinen Schülern so umgehe, wie sies ungefähr von mir erwarten können: frisch, fröhlich und beileibe nicht pedantisch: bald müssen sie folgen, bald wollen sie folgen, bald giebts Regen, bald giebts Sonnenschein. Anders wärs schlimm; lauter Sonnenschein bringt uns auch der Himmel nicht, oder wir stöhnen sonst gewaltig darüber. Und solchen Sonnenschein haben wir genug gehabt in der Schule, meist kam er aus dem südlichen Himmel Italiens und Griechenlands, aber genug auch aus dem deutschen Vaterlande. War unser Schülergemüt erregt worden, wenn wir uns plagen mußten über Ciceros Verrinen, so folgten wir doch auch wieder gern mit, ereiferten uns über den habgierigen Despoten Verres, hörten hier und da Etwas von Kunstschätzen, die er geraubt, bewunderten den geschickten Advokaten Cicero: kurz, wenn uns das Eine verekelt war, zog uns das Andre wieder an. Da lobte sich Einer den Demosthenes und schimpfte weidlich über Cicero, der Andre war nicht zufrieden mit Horaz und hatte mehr Gefallen an dem Helden Aeneas, der Eine schwärmte für Schiller, der Andre für Goethe, Einer vielleicht sogar für den ehrenwerten Klopstock. Und schießlich, wenn ihm die Elektrisiermaschine mehr Spaß machte, als das Alles zusammen, unsre Schule ist reich genug, sie bietet Jedem Etwas für seinen Geschmack, aufzuzwingen brauchen wir Nichts. Da giebts ja so viele schöne Regeln über individuelle Behandlung, Eingehen auf andre Meinungen, kein Urteil selbst geben wollen etc., aber das steht Alles in unsern Methodiken, also gesagt zu werden brauchts nicht erst. Auch der Lehrer hat meist ein Stückchen von dem persönlichen Takt, den wir andern Menschen zutrauen, wir bringen es sogar ab und zu fertig, auch ein deutsches Gedicht in der Schule zu behandeln, ohne, wie Sie es so schön sagen, „das arme Gedicht so lange zu erklären, bis poetische Anschauung und künstlerische Empfindung zum Teufel sind und die öde, graue Schulqual aus ihm herausgrinst." Aber Sie werden uns das gewiß nicht zutrauen, da ja genug Bücher existieren, die ein solches Marterwerk vorführen. Lesen Sie die lieber nicht, wir thuens meistens auch nicht.

Doch, wenn Sie mir nun gar irgend einen meiner Schüler examinierten und der Ihnen Grausiges erzählte! Ich Armer! Sie werden verzeihen, noch eine Geschichte! Wenn ich so nach Schulschluß mit dem ersten Schnellzug hinwegeile, dann möcht ich Sie mal mit dabei haben, wenn immer neue höhere Schüler auf den Zwischenstationen sich einfinden und, nicht ahnend, was für ein Ungeheuer da neben ihnen sitzt, sich ihre Zigarren anzünden und mutig qualmend all die schönen Schulqualen und Lehrersünden sich vorerzählen. Das ist zu prächtig. Das höre ich wirklich gerne. Aber wenn Sie, den ich sonst hochschätze, die Schule den umgekehrten Midas nennen, unter dessen Fingern alles Gold zu Staub wird, dann wage ich die bescheidne Frage: Haben Sie wohl recht, unsern Stand in diesem Maße so grausam anzugreifen? Wir thuen Jeder unser Bestes, Sie in Ihrem Stande, wir in unserm, und wir hoffen beide, daß auch hie und da etwas Gutes daraus werde, das Beste aber aus unserm Gymnasium. Darüber ein andermal. (Nb., ich unterrichte an einer Oberrealschule.) Heinrich Anz

---

„Gelegenheitsgedichte für Christenleute"

Ernst Schlieben, Pfarrer in Quedlinburg, hat „Gelegenheitsgedichte für Christenleute" gesammelt und herausgegeben bei Edwin Runge. Berlin, 255 S., broschiert 2 Mk.

Zu diesem Buch bemerkt die Luthardtsche Kirchenzeitung nach einem dem Buch beiliegenden Auszug:

Dichterische Leistungen ersten Ranges darf man ja nicht immer erwarten und verlangt man wohl auch nicht in der Feststimmung. Wer aber hübsche Verse mit guten, oft tiefen Gedanken haben will im Gegensatz zu den oft albernen sogenannten „Polterabendscherzen," der wird das Buch willkommen heißen. Es ist nichts weniger als „sauer," sondern giebt der Freude Raum, wie man in christlichen Häusern das wohl annehmen mag. So füllt es in gewissem Sinn eine Lücke aus, und der Herausgeber wird von mancher Seite stillen Dank ernten.

Die Gedichte begleiten die christliche Familie von der Wiege bis zum Grab. Der Wunsch des Herausgebers ist jedenfalls, daß möglichst viel christliche Familien sein Buch benutzen und aus ihm ihren Bedarf an Poesie für solche Gelegenheiten beziehen. Ich beschränke mich auf einige Proben.

Den meisten Raum beanspruchen die Gedichte zu Polterabenden und Hochzeiten. Wir stoßen da sehr bald auf eine Braut, die Mitglied eines Gesangvereins ist.

Die Schlußstrophe des Liedes, mit der sie angesungen wird, lautet:

Im Gesangverein sangst du zweite Stimme,
So seis auch im Ehestands-Leben fürwahr.
Denn daß sie Gehilfin und er erste Stimme,
Von Urzeit an schon geboten war.

Nun könnte aber doch die Braut im Gesangverein Sopran gesungen haben! Dann hilft folgender Vers aus der Verlegenheit:

Die erste Stimme sangst du im Vereine,
Das lasse im künftigen Leben hübsch sein,
Sei nur Begleitung der Stimme des Mannes,
So ziemt sichs im Ehestandsgesang-Verein.

Zwei Kinder tragen zum Polterabend eines Pfarrers ein Gedicht vor, überschrieben: Die beiden Hausgenossen. Das sind nämlich Strickzeug und Tabak.

Der Tabak sagt da u. A.:

Daran mußt du denken, früh und spät:
Gern wird dir dein Weibchen das Qualmen gestatten,
Sie wäscht die verräucherten Vorhänge gern,
Bleibt nur von der Stirn des teuren Gatten
Die Wolke des Mißmuts, des Zornes stets fern! . . .

Das Strickzeug sagt, indem es einen Knäuelbehälter überreicht:

Drum hemm eures Eintrachtfadens Rollen
Durch heftiges Wort nie und mürrischen Geist!
Mit sanfter Geduld, mit liebreichen Blicken,
Mit unermüdlich dienender Hand
Sollst immer aufs Neu du den Gatten bestricken
Und fester stets weben der Treue Band!

Aber es kommt minder harmlos. Noch ein Gedicht handelt vom Tabak, das vorgetragen wird von einem als Kaufmann Verkleideten, der einem Geistlichen zum Polterabend drei Päckchen Tabak überreicht:

Dieses ist ein starker Knaster,
Und zum Predigtmachen paßt er,
Denn er giebt Gedanken ein,
Alte Sünder durchzubläun;
So zum Beispiel diese Worte:
„Ihr seid eine böse Sorte,
Ich bemerke längst bereits,
Ihr seid Seelen voller Geiz.
Kupfer, denkt ihr wohlgemut,
Sei für euern Pastor gut.
Euer Dezem ist zu klein
Und der Schinken hart wie Stein,
Euer Kuchen ohne Schmalz,
Eure Würste ebenfalls,
Spärlich das Martinikorn,
Wartet, euch trifft bald mein Zorn!“

Dies ist eine mildre Sorte,
Sie bewirket sanftre Worte:
„Liebe Leute, ihr seid gut,
Die ihr mir Viel schenken thut.
Wenn euch hat der Storch beglückt,
Ihr mir stets nen Kuchen schickt,
Und wenn ihr ein Schwein geschlachtet,
Wird der Pastor nicht verachtet,
Und wenn der November naht,
Ist gar reich mein Deputat.
Dies ist eine fromme Weise,
Wofür ich euch dankbar preise . . . .“

Hier geht uns der Humor ganz und gar aus.

Bei dem Abschnitt „Hochzeit“ findet sich das „Muster einer Tischordnung beim Hochzeitsmahl,“ die den Geist des Buches trefflich offenbart.

Die Tischordnung hebt sehr fromm an mit dem Spruch Mark. 11, 24, Tischgebet und Choralgesang. Es wechseln Toaste mit Liedern, teils religiösen, teils weltlichen. „Humorvoll“ ist wieder der Toast auf die Tanten:

Wer eine treue Tante hat,
Hat den besten Geheimen Rat.
Die Tannen bleiben immer grün,
Die Tanten gern verborgen blühn.
Rundgesang: O Tannenbaum, o Tannenbaum.
Der gesamten Jugend:
Aus dem Evangelium des Sonntags eine Tischregel, innerlich aufzufassen:
Z. B. Wenn du von Jemand geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht obenan.
Wer will im Alter jung sein,
Muß in der Jugend alt sein.
Rundgesang: Deutschland, Deutschland über Alles.
Jetzt rede, wer da will,
Der deutsche Mann schweigt selten still.
Habt allezeit Salz bei Euch und habt Frieden!
Rundgesang: Wer hat dich du schöner Wald.
O Thäler weit, o Höhen.
Die Vöglein, die sangen. . . . .
. . . Schlußgesang: Nun danket alle Gott!

Ist das nicht ein widerwärtiges Gemisch von Läppischem und Heiligem! Da geht wahrlich Süß und Sauer aus Einem Mund!

Wem damit aber sein Hochzeitsmahl noch nicht genug mit Poesie, Trivialität und frommen Reden gewürzt ist, für den finden sich auch noch „Aufführungen während des Hochzeitsmahles“ nebst unzähligen gereimten Trinksprüchen, humoristisch, ernst, sentimental, kurz, wie es nur gewünscht werden kann, aber immer auch fromme Reden gleich nebenan oder am Schluß. Es handelt sich ja um Christenleute.

Auch für die Silberhochzeit ist wieder eine Tischordnung dargeboten. Der Ehemann singt seine Silberbraut an:

Ich hab einen Kameraden,
Einen bessern find ich nit.
Wohl mir, daß ich dich freite,
Nun gehst du mir zur Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Beim Taufmahl findet sich als Spruch auf der Tischkarte des Vaters:

Aufmerksam wie ein Spitz,
Hat hier der Vater seinen Sitz.

Bei der Mutter:

So mild und weich wie Butter
Thront hier des Hauses Mutter.

Dieser Teil umfaßt Gedichte für alle möglichen Festivitäten familiärer, kirchlicher und patriotischer Art; sowie auch für mancherlei Trauerfälle, auf die ich des Gegenstandes wegen nicht eingehe.

Vom Sedantag heißt es:

Sedan, du Tag der Wonne
In deiner blutgen Pracht! . . . .

Ein „Prolog zum Familienabend einer Realschule“ hebt an:

Familien-Abend — wonnesamer Laut,
Wie klingst du uns ins Herz so lieb und traut . . . .

Er schließt frei nach Wilhelm Busch, aber unfreiwillig:

Erquickend ist doch und labend
So ein Familien-Abend.

Fühlen die Amtsbrüder das Bedürfnis, wenn General-Kirchen-Visitation stattgefunden hat, den Herren noch ein Lied nachzudeklamieren, so löst ihnen unser Buch auch zu dem Zweck die Zunge zu einem „Nachruf an die Herren von der General-Kirchen-Visitation“:

Ihr kamt zu uns mit mildem Segensgruße,
Nun wollt ihr heimwärts eure Pfade lenken,
Wollt Ruhe gönnen eurem Wanderfuße,
Am eignen Herde euch den Euren schenken.
Gott segne euch die wohlverdiente Muße! —
Doch neigt ihr euch zu stillem Rückwärtsdenken,
So wißt, daß euer Haupt der Dank umschwebet,
Der unser abschiedsbanges Herz durchbebet . . . . . .

Genug und übergenug.*) Wenn man von Gelegenheitsgedichten auch gewiß nicht verlangt, daß sie dichterische Leistungen ersten Ranges seien, so haben sie doch wohl nicht als Gelegenheitsgedichte schon um deswillen absolute Eselsfreiheit in jeder Beziehung? Die Luthardtsche Kirchenzeitung meint, grade in der Feststimmung erwarte man keine dichterischen Leistungen ersten Ranges. Ich möchte fragen, wann denn? Etwa in der Alltagsstimmung? Oder verlangt man überhaupt keine dichterischen Leistungen mehr, in welcher Stimmung man sich auch befinden mag? So bescheiden bin ich für mein Teil nicht. Kann aber wirklich für die Feste der christlichen Familie nichts Besseres geboten werden als solche Gedichte, dann lieber gar keine.

Sind die oben angeführten Verse wirklich humoristisch? Geben diese Wortwitzeleien wirklich „der Freude Raum“? Dann ist Julius Stettenheim, der Leibdichter des Berliner Tageblatts, ein großer Humorist, und der „Ulk“ ein Blatt der Freude.

„Hübsche Verse mit guten, oft tiefen Gedanken“ habe ich überhaupt nicht gefunden, sondern in den ernsten wie in den „humoristischen“ Gedichten nichts als betrübende Plattheit und Trivialität.

Man vergesse nicht: das Buch will durchaus ernst genommen werden. Es ist ja auch selbst von dem Kritiker der Luthardtschen Kirchenzeitung ernst genommen worden. Vorausgesetzt, daß der dem Buch beigegebene Bericht der Wahrheit entspricht. Und vielleicht nahm dieser Kritiker das Buch ernst, weil es in den nicht „humoristischen“ Gedichten eine religiös-sittlich ernste Sprache führt, was nicht ausschließt, daß es in dieser Sprache die abgestandensten Gemeinplätze in trivialster Form von sich giebt. Man vergesse zweitens nicht, daß ein Geistlicher das Buch zusammengestellt hat. Es ist drittens bestimmt für christliche Familien der besseren Stände, des wohl situierten Bürgerstandes, der mittlern Beamtenkreise und der Pfarrer.

*) Verfasser hatte noch mehr Proben zur Begründung seines Urteils geboten. Mir schien das hiermit Abgedruckte bereits zu genügen D H

Ist denn nun die Annahme begründet, daß diese Kreise dies Buch zu sich nehmen werden, daß sie also auf den Ton dieses Buches gestimmt sind oder sich wenigstens leicht auf diesen Ton werden stimmen lassen?

Der Verleger des Buches ist wohl jedenfalls dieser Ansicht. Sonst würde er den Verlag schwerlich übernommen haben. Vergegenwärtigen wir uns ferner das gegenwärtige christliche „Daheim," wie es seit einer Reihe von Jahren ist. Befindet sich da nicht eine Beilage, die fast Woche für Woche dieselben seichten Reimereien, für die weiter Nichts spricht als eine gewisse, oberflächliche, bürgerlich-kirchliche Gutgesinntheit, aus ihrem Leserkreis für ihren Leserkreis veröffentlicht? Würde wohl das Daheim seinen so wertvollen Raum diesem Blödsinn zur Verfügung stellen, wenn es nicht genau wüßte, daß ein gut Teil seiner Leser grade daran Geschmack findet? Und sind diese Leser nicht zumeist Glieder christlicher Familien? Grassiert nicht zur Zeit aller Orten das Unwesen der Lese-„mappen," die unfehlbar verflachend wirken müssen? Und ist nicht immer noch in den „freier gerichteten" bürgerlichen Kreisen die „Gartenlaube" das Blatt, aus dem sie ihre Geistesnahrung holen? Klingt nicht schon der gesellschaftlichen Beziehungen halber der Ton, der hier klingt, hinüber in die christlichen Familien dieser Gesellschaftsschicht? — Und noch Eins, was die Annahme, dies Buch werde Anklang finden in den Kreisen, für die es bestimmt ist, leider als nicht unberechtigt erscheinen läßt. Welchen ganz außerordentlichen Eingang hat die Berliner Wochenschrift „Die Woche" gefunden! Etwa 400 000 Abonnenten zählt sie jetzt. Ich habe das Blatt ein Quartal lang studiert und muß sagen, daß mir etwas so Oberflächliches, rein auf die Neugier Berechnetes, noch nie vorgekommen ist. Es wird dies allerdings recht geschickt dadurch verschleiert, daß in jeder Nummer ein oder zwei größere Beiträge von Universitätsprofessoren figurieren. — Ob nicht ein gut Teil christlicher Familien zu den 400 000 Abonnenten gehören? Und giebt das nicht einen Fingerzeig für das geistige Niveau, auf dem ein gut Teil unserer christlichen Familien steht? Nun kommt zu Alledem auch noch ein evangelischer Geistlicher mit seinen „Gelegenheitsgedichten für Christenleute," die geistig durchaus nicht höher zu werten sind als die entsprechenden Leistungen oben genannter Blätter, und sanktioniert gewissermaßen für die christlichen Familien dies Niveau. Statt zu heben, hilft er mit, weiter verflachen und verseichten. In wie vielen christlichen Familien dieser Gesellschaftsschicht ist schon jetzt Glaube, Sittlichkeit, Ernst und Tiefe des geistigen Lebens aus Fleisch und Blut, Wollen und Fühlen in die Zunge gefahren! Und dieser Pfarrer verleiht dieser Zunge auch noch Reime! Wie kläglich ist es im Allgemeinen um die ästhetische Bildung und Erziehung der christlichen Familien überhaupt bestellt! Und nun giebt der Herausgeber diese ärmlichen Reimereien auch noch für Gelegenheitsgedichte aus? Gewiß, für seine Person meint er es ganz gut. Davon bin ich überzeugt. Aber das ist Nebensache, nun diese Reimereien durch die Drucklegung nicht mehr Privatsache sind.

Deshalb hört bei diesem Buch Spaß und Nachsicht auf.

Wenn diese Geister Herr werden in der christlichen Familie, ist es kein Wunder, wenn die Bibel verstaubt, wenn die sittliche Tüchtigkeit in die Brüche geht, wenn Alles, was Poesie heißt, verkümmert und Goethe im Bücherschrank vergessen ist.

Wenn ein Mensch, der das Christentum, die christliche Familie und ihre Feste bis aufs Blut haßt, alle Kraft aufwendete, ein möglichst boshaftes Buch zu schreiben, um das Christentum und das christliche Leben bei allen Gebildeten, allen ernst Denkenden für immer lächerlich zu machen, so könnte er zu diesem Zweck nicht leicht ein geeigneteres Buch schreiben als dies, das in Wirklichkeit für den entgegengesetzten Zweck geschrieben ist. Und das ist die Tragik an diesem Buch, das als Motto führt Röm. 12, 15: Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden.

Im Interesse des Christentums wie des guten Geschmacks muß gegen diese „Gelegenheitsgedichte für Christenleute" protestiert werden von allen Christenleuten, denen ihr Glaube zu heilig ist für solche Profanation, ihre Sittlichkeit zu ernst für solche blöden Späße, ihr Verstand zu lieb für solche Plattheiten. Denn der Geist dieses Buches ist ein gefährlicher Geist und geht schon lange um in vielen christlichen Familien. Er muß notwendig zu Herzens-, Gewissens- und Gehirnverblödung führen.

Hans Fischer

Verschiedenes

Zum Berechtigungsunwesen. Die preußische Generalsynode hat erklärt, daß sie mit dem Berechtigungswesen leben und sterben will. Der Düsseldorfer Gymnasialdirektor Dr. Paul Cauer macht im neuesten Heft der Preußischen Jahrbücher S. 332 dazu die folgende Bemerkung: „Es versteht sich doch von selbst, daß Niemand Theologie studieren kann, ohne mit beiden alten Sprachen vertraut zu sein. Wer ohne solche Vertrautheit zur Universität käme und es doch mit dieser Wissenschaft versuchen wollte, würde durch die ersten Erfahrungen, die er macht, entweder zurückgeschreckt oder genötigt werden, das Fehlende gründlich nachzuholen; und wem das gelingt, dem sollte man nicht die Thür verschließen, sondern eine Ehrenpforte bauen." Cauer weist dann noch darauf hin, daß die Generalsynode mit dem schließlich vereinbarten Text der Resolution die Absicht der Regierung, die sie bekämpfen wollte, vielmehr unterstütze. Der vor die Generalsynode gebrachte Antrag lautete: „Generalsynode hält nach wie vor die Vorbildung durch ein humanistisches Gymnasium für eine wesentliche Voraussetzung des Studiums der evangelischen Theologie." In der schließlich angenommenen Fassung heißt es statt „eine wesentliche Voraussetzung" nur: „die normale Voraussetzung." Das eben sei aber die Absicht der Regierung: „den bisher einzigen Weg zum Ziele zwar als normalen bestehen zu lassen, daneben aber auch andre als mögliche zu eröffnen. In der klaren Erfassung dieses Verhältnisses," schließt Cauer, „ist die Menge der Theologen, die im Lande zerstreut leben, zur Zeit den Synodalen voraus; denn aus keinem Stande hat die Braunschweiger Erklärung mehr und eifrigere Förderer gefunden als aus dem geistlichen."

Spiritismus, Fürbitte, Burenkrieg. Wir leben in wunderlichen Zeiten. Wer der Bewegung der Geister beobachtend folgt, findet sich in diesem Durcheinander kaum mehr zurecht. Friedrich Lange, der Prophet der reinen Deutschreligion, schreibt in seiner Deutschen Welt (Wochenschrift der Deutschen Zeitung) Nr. 46 vom 12. August Folgendes. Es ist darin ebenso das Thatsächliche interessant, das er mitteilt, wie der Respekt, mit dem der Berichterstatter es beurteilt. Zur Sache wolle man unsre Nr. 23 Sp. 541 ff. vergleichen. Also, nachdem unter der Ueberschrift „Die Mobilmachung der Beter" zunächst der kaiserlichen Seepredigt sympathisch gedacht ist und uns das Bild eines Fürsten vor die Augen gestellt ward, „der als Kriegsherr viele Tausende von Streitern mit Wehr und Waffen mobil machen kann" und „nun auch noch ein Heer von Betern mit gefalteten Händen zu Hilfe ruft", heißt es weiter:

„Wenn wir den Durchschnittsstand der heutigen Stimmung richtig einschätzen, so würde es, wie wir meinen, auch einen Anderen an unsrer Stelle zu verwundertem Aufschauen genötigt haben, wenn er eines Tages den Besuch eines jungen Kavallerie-Offiziers empfinge, der das Gespräch mit der Versicherung einleitet: er sei bisher mit aller Ueberzeugung Offizier gewesen, habe namentlich als Reiter das Mögliche geleistet, viele Rennen mitgemacht und dergl., sei nun aber überzeugt, daß sein Leben doch keinen rechten Inhalt habe, und wolle deshalb seinen Abschied nehmen, um völlig ungestört sich dem Dienste Gottes in einer bestimmten Form werkthätiger Nächstenliebe zu widmen. Das Verständnis für diesen Beruf habe ihm der Spiritismus geöffnet. Nehmen wir an, daß der Zweck des Besuches war, auch uns für den Spiritismus zu gewinnen. War dies, wie gesagt, eine der selteneren Erfahrungen in dem Leben eines Redakteurs, so wurde sie um so eindrucksvoller durch die Thatsache, daß bald darauf ein zweiter Kavallerie-Offizier dieselben Eröffnungen auf brieflichem Wege machte, und nach abermals kurzer Pause ein dritter in Form eines persönlichen Besuches Gedanken darlegte, welche geradezu die Seepredigt des Kaisers vorwegnahmen.

„»Sie haben — so etwa führte sich dieser Offizier ein — für die Sache der Buren viel Anteil bewiesen und eine ansehnliche Summe von Geldmitteln zur Linderung ihrer Not zusammengebracht. Nun geht es mit den armen Leuten bergab, auch Sie scheinen anzunehmen, daß die endgiltige Niederlage nicht mehr zu ändern ist. Wollen Sie sich dabei beruhigen, oder was gedenken Sie zu thun?« Unsere Antwort war ein Achselzucken, und die Gegenfrage: Wissen Sie noch ein Mittel, so sollten Sie es mittheilen! Darauf ein sehr zuversichtliches Nicken des Kopfes. »Ja, das Einzige, was noch helfen kann und sicher helfen wird, wäre eine Organisation zu gemeinsamem Gebet möglichst der ganzen Kulturmenschheit, soweit sie für die Buren Anteil bewiesen hat, möglichst mit denselben Worten und möglichst stets zu gleicher Zeit.« Diese bestimmte Aeußerung ließ vermuten, daß der Offizier mit einem Plane für die Sache schon fertig war, und unsere Frage bestätigte die Vermutung. Er habe mit gleichgesinnten Freunden den Text eines solchen Gebetes verfaßt und wolle Sorge tragen, daß es, in alle möglichen Kultursprachen übersetzt, in tausenden von Exemplaren

verbreitet werde. Natürlich hat jener Offizier aus der Seepredigt des Kaisers eine Bestätigung seiner Ansicht erhalten, die ihn begreiflichermaßen in seinem Vorhaben ermutigt, soweit das bei einer so entschlossenen Ueberzeugung noch möglich und nötig ist. Und im Hinweis auf jene Predigt schreibt er uns neuerdings Folgendes: »Unser Gebet ist nun über die ganze Erde verteilt, so weit das in unserem Können lag; es muß nun natürlich, wo das Gebet auf günstigen Boden fällt, an Weiterverbreitung gearbeitet werden; und wir können hoffen, daß so allmählich eine Gebetskraft entsteht, die den Buren mehr helfen wird, als die vielen Anstrengungen und Mühen, die man sonst an ihre Sache gewandt hat. — Das Gebet ist kein Eingreifen in die Machtbefugnisse Gottes, sondern, daß wir beten dürfen, ist eine Gnade Gottes, der die, welche Glaubens- und Gebetskraft sich erringen wollen, schon hier teilnehmen läßt an seinem Walten, so daß er nicht überall sozusagen als ein Deus ex machina wirkt, sondern durch gläubige Menschen, die sich ganz in seinen Dienst gestellt haben: solche Menschen waren Moses und tausend Andere in der Vergangenheit; daß heute keine solche Männer auftreten, liegt nicht daran, daß Gott seine Gesetze geändert hätte oder daß wir zu klug geworden wären, sondern daran, daß wir den Glauben verloren haben. — Die modernen Kulturvölker unterscheiden sich in Nichts von dem Volke Israel, das um das goldene Kalb tanzte; das wird erkennen, wer sich über den Beurteilungs-Standpunkt eines Zeitgenossen erheben kann.«

„Auch dieser Offizier — das wollen wir noch ausdrücklich bemerken — bekannte sich als Anhänger der spiritistischen Weltanschauung. Waren wir früher geneigt, diese seltsame Erscheinung bei jungen, lebensfrohen Reiteroffizieren durch Gedankenaustausch im engeren Kreise zu erklären und weitere Schlüsse zu unterlassen, so ist es klar, daß nach der Predigt des Kaisers eine stärkere Ausbreitung solcher Anschauung nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich ist, falls wirklich in den Kreisen des Heeres ein Ueberdruß an der materialistischen Weltanschauung und eine Sehnsucht nach einer innerlicheren Lebensanschauung bereits in vielen starken Keimen emporwächst. Manchen Anklang zu solcher Wendung haben wir im Heere zu bemerken geglaubt. Für ganz unmöglich halten wir es also nicht, daß in Deutschland unter einem neuen Lordprotektor (und diesesmal kaiserlichen Geblütes) ein Seitenstück des englischen Puritanerheeres entstände. Urteilen mögen und wollen wir nicht darüber, aber als eine »Stimme der Zeit« diese Erscheinung zu verzeichnen, scheint uns die Stunde gekommen."

So weit Friedrich Lange. Hierzu wäre Viel zu sagen. Unsre Leser spinnen ihre Gedanken selbst. Nur Eins, das zu unsrer Anfangsbetrachtung zurückführt. Während in Berlin vor dichtgedrängten Versammlungen Männer wie Stoecker und Riemann im Namen des Christentums wider den Spiritismus kämpfen, organisiert der Spiritismus eine Fürbittgemeinde in der Weise oder vielleicht gar im Gefolge unsrer christlichen Gemeinschaften. Kavallerieoffiziere predigen die Macht des Gebets und Pastoren den Massenmord. Wunderliche Zeiten! R

Zum Streite über Oberammergau ging uns ein Schriftchen zu, das der Verfasser des ungünstigen Berichts vom Passionsspiel in Nr. 31 beurteilt, wie folgt:

„Das Hinein- und Herausschielen des Widerchrists in das Scheinbar-Tiefchristliche der theatralischen Aufführung der heiligen Passion und ihrer Heilswirkungen" von Pfarrer Chr. Rob. Schultze in Klein-Beuster. 36 S. Selbstverlag, 50 Pfg.

Der Titel genügt, um diesen „Weckruf an die Kirche und ihre Glieder" zu charakterisieren. Wer wissen will, wie der Widerchrist in die Passionsspiele, Oratorien, Lutherfestspiele, Parcivalaufführungen u. s. f. „herein- und aus ihnen hinaus schielt, -grinst, -guckt und -spukt", der findet dies hier recht deutlich in Sätzen von einer Länge bis zu 38 Druckzeilen (vergl. S 28 f.) und in einem zwar nicht „süßelnden" (S. 10), aber doch etwas „im Zustand des Abschmeckenden" (S. 13) befindlichen Deutsch dargestellt. Wer außerdem seine Kenntnisse über die geistlichen Schauspiele des Mittelalters und ihren inneren Zusammenhang mit dem Muhammedanismus (!), über den alttestamentlichen Höhenkult (S. 17) und „die Ich-Philosophie dieses Jahrhunderts mit ihrer Fleisches-Verherrlichung", über den Alberschweiler Prozeß (S. 20) und den Trierer heiligen Rock (S. 21), über den Perosi-Schwindel (S. 24) und den Burenkrieg (S. 28) etwas auffrischen will, der wird auf diesen 36 Seiten auf Grund des „großen Kurtz" (S. 11 u. ö.) und der „Berliner Neuesten Nachrichten" (S. 24, 28 u. ö.) reichlich belehrt. Leider geht in dieser schwulstigen Predigt wider den „jüdisch-heidnischen Schacher- und Fleischgeist" mancher gute und richtige Gedanke vollständig verloren; und so wird der ehrlich gemeinte Appell an das „Papsttum und evangelische Kirchenregiment", dergleichen widerchristliche theatralische Aufführungen „einfach zu verbieten" (S. 36), fruchtlos verhallen. H Waitz

Das Protokoll des Karlsruher Kongresses ist erschienen. Ich wollte es eingehender unsern Lesern empfehlen, muß mich aber nun doch kurz fassen. Nach dem in Nr. 25 Berichteten greifen hoffentlich Viele zu dem zeitgemäßen und reichhaltigen Buche. Titel: Die Verhandlungen des elften Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Karlsruhe am 7. und 8. Juni 1900. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1900. 201 S. 2 Mark. (Die Mitglieder erhalten das Protokoll umsonst. Anmeldungen und Anfragen an den stellvertretenden Generalsekretär Lic. theol. Schneemelcher in Berlin NW Baruther Nr. 12.) Auch die Diskussionen sind trefflich wiedergegeben. Zu dem zweiten Thema Wohnungsnot kann ich mir nicht versagen, eine Notiz aus den Tagesblättern hier aufzuheben. Die Polizeiverwaltung in Solingen hat an verschiedene Hausbesitzer, die ihre Wohnungen an kinderreiche Familien vermietet haben, folgende Verfügung versendet:

„Solingen, den 7. August 1900. Wie eine Besichtigung ergeben hat, entspricht die in Ihrem Hause . . . . belegene, an den . . . . vermietete Wohnung den Vorschriften der Regierungs-Polizeiverordnung vom 25. Mai 1898 betreffend Beschaffenheit und Benutzung von Wohnungen insofern nicht, als dieselbe für den jetzigen Inhaber mit seiner zahlreichen Familie zu klein ist. Sie werden ersucht, binnen (einem Monat) für die Beseitigung dieses vorschriftswidrigen Zustandes Sorge zu tragen, widrigenfalls die Wohnung als ungeeignet — überfüllt — erklärt werden würde, was als gesetzliche Folge das Verbot nach sich ziehen würde, ohne behördliche Erlaubnis die Wohnung weiter zu vermieten oder selbst in dieselbe einzuziehen. Der Oberbürgermeister: Dicke."

Das klingt ja höchst verständig und stadtväterlich. Aber wer sorgt nun, wo die armen kinderreichen Familien hinziehn? R

Kleine Mitteilungen. Der Schluß des Aufsatzes über Kurfürst Moritz von Sachsen folgt in nächster Nummer.

Die Beschwerde, die auch wir in voriger Nummer an etliche Zeitungen wegen Unterdrückung einer Stelle in den Briefen des Korvettenkapitäns Lans erhoben haben, ist insofern gegenstandlos, als bereits die Verwandten des Kapitäns jene Vorsicht gewissen Zeitungen gegenüber geübt haben — und andern gegenüber nicht!!

Der Herausgeber erhielt folgenden Brief. Weil er ernst gemeint ist, wird der Einsender gern verzeihen, daß er wenigstens in seinem Hauptteile zum Abdruck kommt:

„ . . . Wissen Sie, ganz aufrichtig, in Ihrer Christlichen Welt finde ich in dieser großen herrlichen Zeit des China-Krieges zu wenig den großen Schwung der Freude und Begeisterung ob dieses Krieges Es ist doch eine Lust jetzt zu leben! Und anstatt nur deutschnationale Begeisterung zu bringen, öden und langweilen Sie uns mit Artikeln, die von etwas Anderm handeln als von Deutschlands Macht und Größe! Ihr Blatt bringt viel zu viel spezifisch „Christliches" und viel zu wenig Deutsch-Kaiserliches.*) Ich möchte, daß einmal auf ein Jahr lang alle anderen Interessen, besonders alle Missions-Interessen zum Schweigen kämen! Jetzt habe ich absolut kein Interesse an einer Mission in China. Was soll die jetzt? Die mag zum Blocksberg gehen! Was geht uns Deutsche jetzt chinesische Mission an, und nun gar Mission von Engländern und Amerikanern betrieben? Mich geht jetzt nur die Niederstreckung der Chinesen an, durch europäische Truppen!

„Und nun gar Artikel über eine künftige unierte Freikirche in — Schottland! Alles andere Christentum auf der Welt, was nicht deutsches Landes- und Staatschristentum ist, ist mir gänzlich gleichgiltig nicht nur, es widert mich auch oft an."

„Manchmal denke ich, wir könnten unserm Vaterlande und unserm kaiserlichen Herrn jetzt besser dienen, wenn auch wir Pastoren jetzt nach China gingen, um gegen China zu kämpfen, als wir ihm und unserm Vaterlande durch Predigt des Evangeliums dienen . . ."

Es thut mir leid, da kann ich nicht mit. Ich stehe mit inniger Teilnahme für die Personen, Aufgaben und Probleme, die unsre Chinapolitik in Bewegung setzt, dem großen Zeitereignis gegenüber. Aber der Kopf bleibt mir kühl und das Herz ist mir oft schwer angesichts der großen Worte und der vielen ziellosen Begeisterung, worin weite Kreise unsers Volkes heute so stark sind. Die gesamte bessere Presse hat förmlich aufgeatmet, als dem Waldersee-Enthusiasmus, der sich bis in die Drahtberichte hinein ergoß, ein Ende kam und der Generalfeldmarschall glücklich in der „Sachsen" davonfuhr. Und während ich trotz aller guten Artikel, die ich darüber las, noch nicht ganz begriff, was wir — abgesehn von dem Nächstliegenden — eigentlich in China wollen, finde ich, daß für ein christliches Blatt so viel klare Aufgaben vorliegen, wie je: man weiß wahrhaftig oft nicht aus noch ein vor ihrem Drängen. Insbesondre ist die Frage der christlichen Heidenmission in China von so brennend allgemeinem und besonders kirchlichem Interesse, daß die Christliche Welt nicht ruhen wird, Alles, was möglich ist, zur Aufhellung der Wahrheit beizutragen.

Nebenbei gesagt, las ich jetzt irgendwo bei einem ernsten Gewährsmann, daß das Kapitel über China in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit noch heute von ausgezeichneter Geltung sei.

Professor Warnecks Streitschrift: Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse (Berlin, Warneck. 25 Pfge.) ist in ihrer siebenten Auflage durch ein Nachwort erweitert, das sich (S. 41 bis 45) mit dem Briefe des Herrn von Brandt in unsrer Nr. 31 beschäftigt.

Nr. 34 Sp. 806 Z. 5 v. u. ist zu lesen „auszurüsten" statt „auszunützen"! R

*) Die Sperrungen entsprechen der Vorlage.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Eisenach. Montag 1. Oktober, 4 Uhr: Wie kann die Lösung der christologischen Frage erreicht werden? D. Sulze. Dienstag 2. Oktober, 9 Uhr: Die Religion in der Schule. Baumgarten, Beyhl, Drews, Schiele, Schwartzkopff, Vollmer und A.

Frankfurt a. M. Dienstag den 4. September, 5 Uhr in der Rosenau: Das Verhältnis zwischen den beiden christlichen Kirchen Deutschlands während des neunzehnten Jahrhunderts.

Magdeburg. Mittwoch 12. September, nachm. 3 Uhr bei Wuthe: Populärwissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen: Die Bedingungen des Wachstums der sittlichen Persönlichkeit.

Schwarzwald. Montag den 29. Oktober 3 Uhr in der Ganterschen Bierhalle in Schopfheim: Recht, Notwendigkeit und zweckmäßige Gestaltung der Kindergottesdienste.

Versammlungskalender

September 11.—13. Gustav-Adolf-Gesamtverein in Königsberg
" 26. 27. Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Dresden
" 25. 26. Allg. Ev.-Prot. Missionsverein in Hamburg
Oktober 1. 2. Freunde der Christlichen Welt in Eisenach
" 1.—3. Nationalsozialer Vertretertag in Leipzig
" 1.—3. Evangelischer Lehrerbund in Lauenburg
" 1.—4 Evangelischer Bund in Halberstadt
" 23.—25. Theologischer Ferienkursus in Bonn
" 30. 31. Konferenz deutscher evangelischer Pastoren in Großbritannien in Bradford

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Freiburg i. B. und Leipzig

Nr. 34. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur Frage der Konfirmationsreform — Evangelische im Auslande: Vierteljahrsübersicht über den französischen Protestantismus: I. Versammlungen; Diasporapflege und Kirchenkonföderation; Gestaltung der Gemeindeverhältnisse in Rom — Römische Kirche: Staat und Kirche in Italien; Die Wechselburger Frage — Heidenmission Innere Mission: Missionsfest in Basel (Schluß); Missions-Statistik; Aus der Arbeit der Innern Mission (Diakonissenwesen; Johanniterorden; Gemeinschaftsbewegung) — Vermischte Nachrichten: Generalversammlung des Evangelischen Bundes; Klage über politische Bevormundung der Kreissynoden; Neues Kirchenblatt in Schleswig-Holstein; Aus den D. Ev. Bl. — Personalien — Zur Beachtung — Anzeigen

Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof

Witzenhausen a. d. Werra

Beginn des Winterhalbjahrs 10. October

Beste Vorbereitung praktisch und theoretisch für junge Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer suchen. Lehr- und Pensionspreis M. 1000.—. jährlich.

Lehrerinnen nach Südbrasilien

Zwei ernstgesinnte höher gebildete Lehrerinnen, (fremde Sprachen, Musik) werden nach Südbrasilien gesucht. Meldungen zu richten an **Ev. Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen**

Hauslehrer gesucht

Für 2 Kinder, Knabe und Mädchen von 9 und 10 Jahren, gesund und begabt, wird ein Kandidat, Theologe oder Philologe, zum 1. Okt. gesucht von Beamtenfamilie auf dem Lande in Thüringen. Unterricht für beide Kinder in der Hauptsache gleich, Vorbereitung für Quarta des Gymnasiums. Gehalt Mk. 600 bei freier Wohnung, Kost und Wäsche.

Offerte mit Angabe von Referenzen an den Verlag

Für **gebildete leidende Witwe,** unverschuldet in große Not geraten, die ihren Sohn bis zu seiner definitiven Anstellung noch erhalten muß, bittet herzlich um Unterstützung

Prediger von Broecker, Halle a. S.
Victor Scheffelstr. 3 II

Als **Hauslehrer** zum Unterrichte eines durch Krankheit zurückgebliebenen **19jährigen jungen Mannes** ein gewissenhafter, im Unterrichten erfahrener **Kandidat der Theologie** auf 1 Jahr gesucht. 1200 Mk. Gehalt und freie Station. Näheres durch Pfarrer **Dietrich Graue** in **Großkromsdorf** bei Weimar

Für den Unterricht und die Beaufsichtigung eines **13jährigen Knaben,** der zur Stärkung seiner Gesundheit auf 1 Jahr nach **Davos** soll, wird ein **Hauslehrer** gesucht.
Bewerbungen mit Referenzen sind zu richten an

Dr. E. A. Merck
Darmstadt
Dieburgerstraße

Paris

Während der **Ausstellung** hübsch möblierte reinliche **Zimmer** mit vorzüglichen Betten in sehr ruhigem Hause nahe beim Luxembourggarten zu 6—8 Frs. pro Tag. Auf Wunsch auch halbe oder ganze **Pension** zu sehr billigem Preis Empfehlung durch einen bekannteren Freund der Christlichen Welt. Adr. **Mdme Philippe 7 rue Bara Paris**

WANGEROOG

Nordseebad. Prospekte versendet **Die Badekommission**

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Hochinteressant für Alle und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlene Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste"** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8° fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.

Ferd. Otto, Weimar

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Einzelnummer 23 Pfennige direkt vom Verlag
Probenummern jederzeit unentgeltlich

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl
Der Bauingenieur
→ Preis 50 Pfg. ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

7. bis 10. Auflage!

Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse

von

Prof. D. G. Warneck

Mit einem Nachwort, worin der Verfasser auf die Ausführungen des Herrn **v. Brandt** in der „Christlichen Welt" eingeht und ihn in einer Reihe von Fragen ersucht, den **Beweis** für seine **allgemeinen Anschuldigungen** an **konkreten Beispielen zu erbringen.**
Preis nur 25 Pf., von 50 Ex. an 20 Pf.!

Massenverbreitung weiter dringend erwünscht

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg